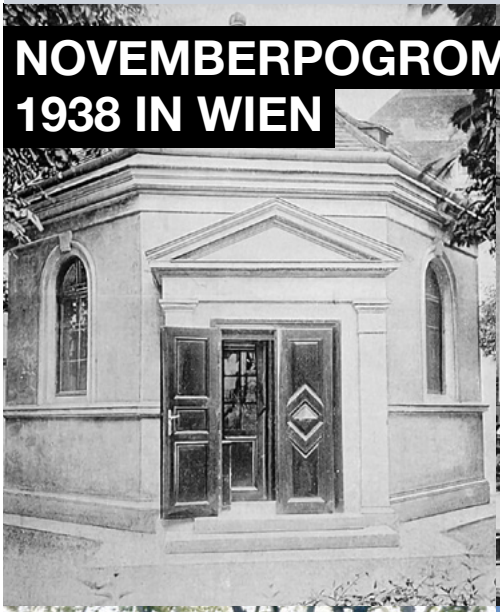
NIEMALS VERGESSEN!

NOVEMBERPOGROM 1938 IN WIEN









Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 15.11.2026
Wien, 9. Bezirk, Alsergrund

www.gedenkrundgang.org

Cover: oben: Synagoge im alten AKH, um 1903;
unten rechts: zweckentfremdetes Trafohäusschen, nach 1991;
unten links: Gendenkort DENK-MAL Marpe Lanefesch, circa 2005

INHALT

Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs sind mit Zahlen gekennzeichnet

Novemberpogrom in Wien 1938 **Seite 04**
1 Jüdisches Leben am Alsergrund **Seite 06**
Erich Fried **Seite 10**
„Die grüne Garnitur“ von Erich Fried **Seite 10**
2 Seegasse 9-11: Ein Ort österreichisch-jüdischer Geschichte **Seite 13**
Synagogen in der Müllnergasse und im Alten AKH **Seite 20**
3 „Notarrest“ – Lohner-Hof – Pramergasse 10 **Seite 26**
Die „Dunera-Affäre“ **Seite 32**
„Die Schildkröten“ von Veza Canetti **Seite 34**
Erzwungene Wohngemeinschaften **Seite 36**
3 Willy Müller: Illegal nach Palästina **Seite 41**
Lotte Freiberger: „Eine gewisse Verpflichtung“ **Seite 45**
Lisbeth Weisz **Seite 47**
Servitengasse 4a **Seite 48**
Adolf Kurt Placzek und das Wasagymnasium **Seite 49**
Die Wiener Bilder in New York Metropolitan Museum, Frühling 1950 **Seite 50**
„Arisierte“ Kinos am Alsergrund **Seite 52**
4 Uhrmacher- und Juwelengeschäft Lichtmann **Seite 56**
5 Lotte Brainin – Jüdische Widerstandskämpferin und Shoah-Überlebende **Seite 61**
Jetti (Ite Beile) Sontag – „Habt keine Angst, Kinder“ **Seite 64**
Hugo Brainin **Seite 68**
6 Ari Rath – Ari heißt Löwe **Seite 72**
6 Kontinuität und Aktualität des Antisemitismus **Seite 80**
Weiterführende Informationen **Seite 84**

Das Novemberpogrom in Wien 1938

Das Novemberpogrom geschah im gesamten „Deutschen Reich“ und auch in Wien. Die Tage rund um den 9. November markieren einen Höhepunkt in der Geschichte der Verfolgung, Verhaftung und Ermordung von Juden und Jüdinnen und sind maßgeblich für die industrialisierte Menschenvernichtung unter dem NS-Regime. In der Nacht vom 9. auf den 10. November, in der organisierte und spontane Gewalttäter_innen jüdische Geschäfte, Gotteshäuser und andere Einrichtungen in Flammen aufgehen ließen, wurden jüdische Menschen misshandelt, verhaftet und getötet.

Am Abend des 9. November hielt Propagandaminister Goebbels seine Hetzrede an die Partei- und SA-Führung. Die Untergebenen verstanden genau: Es sollten flächendeckende Demonstrationen und gewaltsame Aktionen organisiert werden, ohne dass die NSDAP nach außen als Urheberin auftrat. Mittels Telefonaten und Telegrammen wurde also im ganzen „Deutschen Reich“ der „spontane Volkszorn“ organisiert – und das „Volk“ schloss sich den antisemitischen Ausschreitungen nur zu gerne an.

Die NS-Führung legitimierte diese Gräueltaten mit dem Attentat des 17-Jährigen Herschel Grynszpan, dessen Familie ins Niemandsland zwischen dem „Deutschen Reich“ und Polen abgeschoben worden war. Dieser verübte am 7. November 1938 in Paris ein verzweifeltes Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst Eduard vom Rath. „Die SA soll sich mal austoben“, war angeblich Hitlers Reaktion.

In den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 wurden Polizei und SS eingeschaltet, um (v.a. wohlhabende, wie in unverhüllter Bereicherungsabsicht angeordnet) Juden zu verhaften, Wohnungen und Geschäfte zu beschlagnahmen und Synagogen und Bethäuser zu zerstören.

Das Pogrom, das in Wien mehrere Tage dauerte, war weder spontan noch einzigartig. Gerade in Wien reihte es sich in den andauernden Terror gegen Jüdinnen und Juden ein, der bereits seit dem sogenannten Anschluss tobte. Anschläge auf Synagogen und Wohnhäuser, Gewalttaten gegen Einzelne, organisierte Verhaftungen von tausenden Personen und Deportationen – das alles gehörte bereits zum schrecklichen Alltag der Verfolgten. Die Berichte der Täter_innen lassen die Reichweite und Brutalität des Antisemitismus erahnen. So berichtet etwa der Führer des SD-Unterabschnitts Wien über das Novemberpogrom: „Mitleid mit dem Los der Juden wurde fast nirgends laut und wo sich ein solches dennoch schüchtern an die Oberfläche wagte, wurde diesem von der Menge sofort energisch entgegengetreten, einige allzu große Judenfreunde wurden festgenommen.“

Die antisemitischen Ausschreitungen betrafen die ganze Stadt und viele weitere Orte im ganzen Land – im Gebiet des „Deutschen Reiches“ wurden alleine in den wenigen Tagen vom 7. bis zum 13. November etwa 400 Menschen ermordet oder in den Selbstmord getrieben. NS-Dokumente lassen für Wien auf mehrere Dutzend Ermordete, etwa 50 Selbstmorde und auf zwischen 6.500 und 7.800 Festnahmen schließen. Die meisten Verhafteten waren Männer, vermutlich wurden aber auch hunderte Frauen verhaftet. 3.700 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert. In der Stadt wurden mehr als 4.000 Geschäfte geplündert, zerstört und dann gesperrt, an die 2.000 Wohnungen geraubt und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt. Die restlichen der insgesamt 96 jüdischen Gotteshäuser in Wien wurden fast ausnahmslos geplündert und verwüstet. Ob in einem Bezirk viele Jüdinnen und Juden lebten oder nicht, war für die Verfolgung unerheblich. In der ganzen Stadt glitzerten die Splitter zerschlagener Auslagenscheiben und ließen die Nazis höhnisch von „Reichskristallnacht“ sprechen.

Nach dem Novemberpogrom wurden Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung systematisch fortgeführt und der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen. Noch am 12. November 1938 erfolgte das Verbot ein selbständiges kaufmännisches Unternehmen oder Handwerk zu betreiben und die Verpflichtung zur „Sühneleistung“ für das Pariser Attentat sowie die Beseitigung der Schäden des Pogroms. Am 3. Dezember folgte die Verordnung zur „Arisierung“ noch bestehender jüdischer Betriebe und zum Entzug von Grundbesitz, Geldvermögen und Wertpapieren. Im Februar 1939 mussten Wertgegenstände (Edelmetalle, Edelsteine, Perlen) abgeliefert werden und im Mai desselben Jahres verloren jüdische Mieter_innen jeden Schutz. Damit begann die Ghettoisierung der mittellos gewordenen jüdischen Bevölkerung, die schließlich mit den Deportationen in die Vernichtung endete. Das Novemberpogrom 1938 war ein grausamer Höhepunkt in der Geschichte antisemitischer Diskriminierung und Verfolgung, die lange vor 1938 ihren Anfang nahm und 1945 mitnichten beendet war.

Wir wollen mit unserem Rundgang daran erinnern, dass die Gewalttaten des Novemberpogroms hier stattfanden, in Wien, auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen. Wir können lediglich auf einzelne Schicksale eingehen, doch hoffen wir, dass die Verfolgung durch den Bezug auf konkrete Orte ein wenig fassbarer wird – auch wenn das schiere Ausmaß dieser Verbindung von Systematik und Brutalität unfassbar bleibt.

1

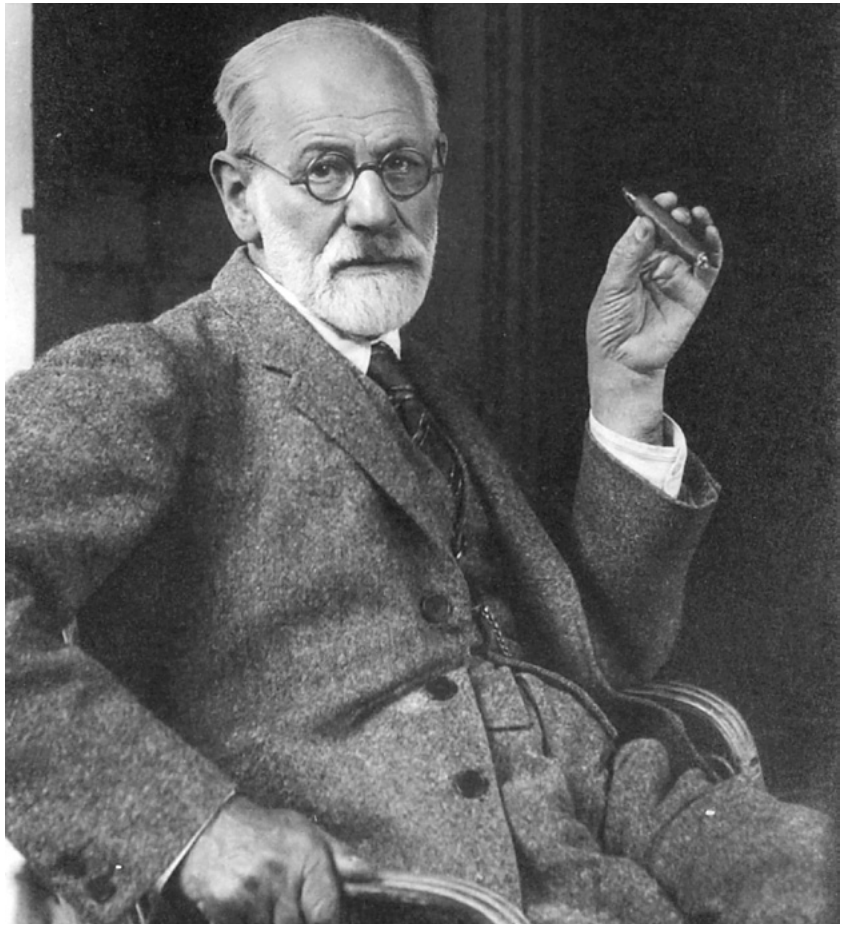
Jüdisches Leben am Alsergrund

Der 9. Wiener Gemeindebezirk, Alsergrund, besteht in seiner heutigen Form seit 1850. In diesem Jahr wurden in Wien 34 Gemeindebezirke, im Zuge der ersten großen Stadterweiterung, mit dem 1. Bezirk zu einer einheitlichen Gemeinde vereinigt. Der Alsergrund war damals noch der 8. Bezirk und setzte sich aus den Vorstädten Alservorstadt, Althangrund, Himmelpfortgrund, Lichtental, Michelbeuern, Roßau und Thurygrund zusammen. Auf dem Gebiet der heutigen Roßau wohnten die meisten Jüdinnen und Juden im Bezirk. Ihren Namen erhielt die Roßau nach den an den Donauauen gelegenen Weideplätzen der Pferde, die es brauchte, um Schiffe donauaufwärts zu ziehen. Das Gebiet war bis zur Donauregulierung regelmäßig Überschwemmungen ausgesetzt, von denen auch der um 1540 begründete Friedhof in der Seegasse betroffen war. Der Friedhof ist der älteste erhaltene jüdische Friedhof in Österreich und noch heute über den Eingang des Pensionist*innen-Wohnheims Seegasse 9-11 zugänglich. (Siehe Artikel: „Seegasse 9-11: Ein Ort österreichisch-jüdischer Geschichte“).

Bereits seit dem frühen 16. Jahrhundert war das Gebiet der Roßau, rund um die heutige Seegasse — damals das *Obere Werd*, ein Kerngebiet der Wiener jüdischen Gemeinde. *Werd* bzw. *Wert* war die mittelhochdeutsche Bezeichnung für eine Insel, wobei die Roßau in Abgrenzung zur Leopoldstadt (*Unterer Werd*) als *Oberer Werd* bezeichnet wurde. Von hier wurde die jüdische Bevölkerung 1670 von Kaiser Leopold vertrieben. Das Niederlassungsverbot für die jüdische Allgemeinbevölkerung blieb bis ins 19. Jahrhundert aufrecht. Langsam entstand jedoch trotz aller Schikanen und Einschränkungen wieder eine jüdische Gemeinde in Wien. Die rechtliche Gleichstellung erfolgte erst 1867.

Der Alsergrund war nach dem 2. Wiener Gemeindebezirk, Leopoldstadt, der Bezirk mit der zweithöchsten Anzahl jüdischer Bewohner*innen. Etwa 30% der Bevölkerung war, laut der Volkszählung 1934, jüdisch, in der Roßau war annähernd die Hälfte der Bewohner*innen Jüdinnen und Juden. Sozioökonomisch war der 9. Bezirk kein überwiegend gutbürgerlicher oder wohlhabender Bezirk, wie es aus heutiger Perspektive erscheinen mag. Hier lebten viele Arbeiter*innen, Handwerker*innen und kleinbürgerliche Gewerbetreibende. Die ehemaligen Vorstädte unterschieden sich dabei deutlich, am Alsergrund, in unmittelbarer Nähe der Donau, waren zum Beispiel die „Wiener Wäschermädel“ ansässig, die betuchteren Wiener*innen die schmutzige Wäsche wuschen. Die Roßau war allerdings bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts ein gutbürgerliches Wohnviertel mit vielen Arztpraxen und Anwaltskanzleien. Das religiöse Leben spielte sich überwiegend in der 1888/89 errichteten Synagoge in der Müllnergasse ab. (Siehe Artikel: „Synagogen Müllnergasse und Altes AKH“). Obwohl





Sigmund Freud, ca. 1921.

der Bevölkerungsanteil von Jüdinnen und Juden so hoch war, gab es verhältnismäßig wenige Bethäuser beziehungsweise Bethausvereine.

Eine Besonderheit stellt das Bethaus am Areal des Alten Allgemeinen Krankenhauses dar. Das 1903 von dem Architekten Max Fleischer — der auch die Synagoge in der Müllnergasse entwarf — erbaute Gebäude diente jüdischen Patient*innen und dem jüdischen Personal als spiritueller Rückzugs- und Gebetsort. Das Bethaus wurde im Zuge des Novemberpogroms 1938 verwüstet und geschändet, blieb als Gebäude aber erhalten. Ab 1953 wurde das Bethaus als Trafohäuschen zweckentfremdet. Erst im Jahr 1991 wurde eine Gedenktafel angebracht. Ende der 1990er begann an der Universität eine Diskussion über eine Würdigung als Gedenkort, die letztendlich 2005 zu einer Umgestaltung des Gebäudes durch die Künstlerin Minna Altova und einer Öffnung als Mahnmal und Gedenkort unter dem Namen „Marpe Lanefesch“ (Hebräisch „Heilung für die Seele“) führte. (Siehe Artikel: „Synagogen Müllnergasse und Altes AKH“).

Ab den 1870er Jahren kam es zu einer Hochphase des jüdischen Lebens in der Roßau. Berühmte Persönlichkeiten wie Sigmund Freud oder Victor Adler lebten und praktizierten hier. Gleichzeitig transformierte sich der Antisemitismus von einem religiösem Antijudaismus zu einem biologistischen Rasse-Antisemitismus. Diese Entwicklung spiegelt sich im in der Roßau gelegenen Servitenviertel wider. Allein in der Servitengasse hatten drei jüdische Studentenverbindungen ihre Niederlassungen (Buden): Als Reaktion auf die antisemitischen Ausschlüsse mittels „Arierparagraphen“ schlossen sich nationalistisch gesonnene Studenten in eigenen jüdischen, teilweise zionistischen, Burschenschaften zusammen. Im Haus Servitengasse 4 hatten sowohl die schlagende jüdische Studentenverbindung Emunah als auch die religiös-zionistische Jugendorganisation Akiba ihre Niederlassungen.

Zur Volksabstimmung nach dem so „Anschluss“, am 13. März 1938, waren am Alsergrund nur mehr 58% der Wahlberechtigten zugelassen. Etwa 11.000 jüdische Bewohner*innen und „politisch Unzuverlässige“ wurden von der „Wahl“ ausgeschlossen, 99,5% der Stimmen votierten mit „Ja“, für den „Anschluss“ an das Deutsche Reich. Im Zuge des Novemberpogroms wurde die Synagoge in der Müllnergasse gesprengt, geplündert, niedergebrannt und zerstört. Etwa 1.000 Menschen wurden in den „Notarrest“ in der Pramergasse 10 verschleppt, gefangen gehalten und gefoltert. (Siehe Artikel: ‚Notarrest‘ im Lohner-Hof Pramgergasse). Auf der Straße wütete der antisemitische Mob und plünderte Geschäfte und Wohnungen. Zur Vorbereitung der großen Deportationen ab Februar 1941 wurden Jüdinnen und Juden in „Sammelwohnungen“[1] konzentriert. Die meisten „Sammelwohnungen“ befanden sich im 2., 1. und 9. Wiener Gemeindebezirk. Für die jüdischen Bewohner*innen des Alsergrunds bedeutete dies vielfache Vertreibung innerhalb Wiens und nicht selten dass sich Menschen, nach mehrmaligen erzwungenen Umzügen in einer überfüllten „Sammelwohnung“ in ihrer alten Nachbar*innenschaft wieder fanden. Siehe Artikel: „Erzwungene Wohngemeinschaften“.

Die Hälfte aller Bewohner*innen der Roßau wurde im März 1938 als Jüdinnen und Juden diskriminiert und verfolgt. Hier hatten sie ihr Leben, ihre Wohnorte, Arbeitsstellen, Stammbeisln, ihre Schulen, Lehrstätten, Orte der Politik, der Religion, des Spiels, der Intimität, kurzum – es war ihr Zuhause. Hier begann aber auch ihre Entrechtung und Verfolgung, hier befanden sich mit dem Polizeianhaltezentrum Roßauer Lände und dem „Notarrest“ in der Pramergasse Gefängnisse, von denen aus die ersten Deportationen nach Dachau abgingen. In der Roßau lassen sich in allen Straßen und Gassen Schicksale von jüdischen Bewohner*innen in großer Zahl recherchieren.

Dass das Wissen über die vertriebenen und ermordeten jüdischen Bewohner*innen im 9. Bezirk und speziell in der Roßau, so gut aufbereitet ist, verdanken wir vielfältigen lokalen Initiativen, darunter den Initativen im Umfeld des Bezirksmuseums Alsergrund, des Wasa- und Erich-Fried-Gymnasiums und des Vereins „Servitengasse 1938“.

Fußnoten:

1 Im NS-Sprachgebrauch „Wohngemeinschaften“ oder „Judenwohnungen“. Nach 1945 setzte sich in der historischen Bearbeitung beziehungsweise im Sprachgebrauch von Überlebenden der Begriff „Sammelwohnungen“ durch.

Erich Fried

Erich Fried wurde am 6. Mai 1921 geboren und wuchs in der Alserbachstraße 11 auf. Er galt als „Wunderkind“, schrieb bereits mit 5 oder 6 Jahren Gedichte und feierte als Kinderschauspieler erste Erfolge. Politik interessierte ihn schon sehr früh – besonders der „Blutige Freitag“, an dem Polizeipräsident Schober anlässlich des Justizpalastbrandes in die Menge schießen ließ, beeindruckte ihn nachhaltig.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme musste Erich Fried an seinem siebzehnten Geburtstag die Schule verlassen. Bereits im April waren seine Eltern verhaftet worden. Sie hatten versucht, Devisen ins Ausland zu retten, ein Kellner hatte die diesbezüglich im Café Thury stattfindende Versammlung verraten. Erich Frieds Vater kam nach einigen Wochen in Haft nach Hause, starb jedoch noch in derselben Nacht an den Folgen der schweren Misshandlungen. Hugo Fried ist am Wiener Zentralfriedhof begraben.

Erich Fried gelangte mit einem Kindertransport über Belgien nach Großbritannien. Seine Mutter, Nellie Fried, wurde zu 5 Jahren Haft verurteilt, kam jedoch nach einem halben Jahr frei und konnte mit einem von Erich Fried mit Hilfe britischer Adliger besorgten Visum nach London nachkommen. Er erinnerte sich später:

> „Und von meiner Mutter müsste man ordentlich, sodaß man alles vor Augen sieht, erzählen […] Es wäre davon zu berichten, wie mutig sie dem Gestapomann gegenübertrat, der meinen Vater umgebracht hatte, und wie sie ihn, umgeben von Hakenkreuz tragenden Männern in öffentlicher Gerichtsverhandlung, als er als Zeuge gegen sie auftrat, einen ganz gemeinen braunen Mörder nannte. Und es wäre auch zu berichten, wie sie in den letzten drei Wochen ihres Lebens panische Angst litt und in der Nacht hin und her lief, weil sie von der Wahnidee befallen war, SS und Gestapo hätten unser Nachbarhaus besetzt und wollten sie und mich zur Hinrichtung abholen. Sie hatte weit mehr Angst um mich als um sich selbst.“

„Die grüne Garnitur“ von Erich Fried

aus: Angst und Trost: Erzählungen und Gedichte über Juden und Nazis. 1985. Alibaba Verlag

Sie war schon immer da, fast wie die blaue Wolldecke im Kinderzimmer und die goldenen Punkte an der Tapete über dem Gitterbett. Nur konnte man die Punkte und die Decke jeden Tag mit dem Finger berühren, die grüne Garnitur aber nicht, denn sie stand im Salon. Dort durfte ich nur selten hinein, und nie ohne Erwachsene. Was sie so an Vertrautheit verlor, das gewann sie an Bedeutung, und ich erinnere mich noch, daß ich lange Zeit die Worte ‚die grüne Garnitur‘ nie aussprechen konnte, ohne zuvor und
nachher tief Atem zu holen. [...]

An diesen Möbeln konnte man sich aufrichten, wenn man auf allen vieren über den Teppich gekrochen kam, und die Sessel standen nicht zu weit voneinander, um meine ersten Gehversuche mit knapper Not gelingen zu lassen. Auf dem einen Sessel saß meine Urgroßmutter. Sie lächelte und hielt mir als Stütze ihren Stock entgegen. Später waren die Möbel der grünen Garnitur nicht mehr so groß, und man konnte sogar, wenn nicht aufmerksame Erwachsene einen davon abhielten, auf den Sitz klettern, sich an die Lehne halten und dann mehrmals aufhüpfen, daß alles staubte und stöhnte.

[Die grüne Garnitur begleitet die Familie Fried durch die Höhen und (finanziellen) Tiefen der folgenden Jahre. Auf ihr sitzt Erich Fried mit seiner ersten Liebe und in ihren Kissen versinkt er im großen Liebeskummer.]

Am 11. März 1938 zog Hitler in Österreich ein, am 24. April wurden meine Eltern verhaftet. Während der Haussuchung saß die ganze Familie auf der grünen Garnitur, bewacht von zwei Polizisten. Dann blieb ich allein mit meiner Großmutter zurück. Wir saßen noch zwei oder drei Minuten wortlos da, ich streichelte den Plüsch. Bei der Haussuchung waren zuletzt hunderte Bücher von ihren Gestellen genommen, nach Geldscheinen und Aufzeichnungen durchblättert, geschüttelt und zu Boden geworfen worden. So war das Zimmer vom feinen Bücherstaub erfüllt, der die durch den Vorhang einfallenden Sonnenstrahlen sichtbar machte, in ihnen selbst sichtbar wurde und sich langsam auf alles niederließ, auf den Parkettfußboden, auf die wirr aufgehäuften Bücher, auf unsere Hände und unser Haar, auf unsere Zungen und in unsere Nasen, auf den Plüsch, auf das blinkende gelblichbraune Holz und in alle Ritzen und Ecken der grünen Garnitur.

Einen Monat später, am 24. Mai, wurde mein Vater nach Hause gebracht. „Wieder einer weniger“, sagte der eine Polizist. Er schien auf Antwort zu warten und sah die Bilder und die Möbel an. Aber niemand gab Antwort. Dann ging er wieder. Mein Vater mußte auf das Sofa gelegt werden; er versuchte eine Zigarette zu rauchen und lag keuchend und laut röchelnd auf dem grünen Plüsch, bis der alte Hausarzt kam, ihm eine Kampferinjektion gab und ihn ins Krankenhaus schaffen ließ. Er starb am selben Abend; man hatte ihm bei einem Verhör die Magenwand eingetreten.

Am nächsten Tag sah ich das Sofa an, auf dem er zuletzt gelegen hatte. Ich konnte noch deutlich die schmutzigen Vertiefungen sehen, wo seine Schuhabsätze sich in den Plüsch eingegraben hatten. Sonst hatte, glaube ich, seit den Tagen, in denen ich als Kind krähend auf den Möbeln herumgehüpft war, kein Mensch die morsche Polsterung mit den Schuhen berührt. Aber sie hatten diese Prüfung gut bestanden. Die Vertiefungen ließen sich glätten; den Straßenschmutz bürstete die Großmutter bedächtig weg.

Als der Hausverwalter sich weigerte, die Kündigung zurückzunehmen und es klar wurde, daß wir die Wohnung verlassen mußten, war es meine Großmutter, die sagte: „Du wirst auch die grüne Garnitur verkaufen müssen.“ – Ich nickte und sah sie an. Ihr Gesicht war ruhig. „Es spielt keine Rolle mehr“, sagte sie. Sie war damals über siebzig Jahre alt und fast blind. Die Prismen des Lüsters, der mit den Möbeln aus dem Salon ins dritte Zimmer übersiedelt war, spiegelten die grüne Garnitur und brachen zugleich das grelle Sonnenlicht zu einer Vielfalt von Farben und Strahlenfiguren, wie wenn man mit Tränen in den Augen blinzelt. […]

Zuletzt, als die Wohnung schon ganz leer war, zwei Tage vor meiner Abreise nach England, bestand meine Großmutter noch darauf, mit mir einen Rundgang zu machen, um zu sehen, ob nichts vergessen worden sei. Sie selbst übersiedelte zu zwei alten Tanten in einen anderen Bezirk. Koffer und altertümliche Kisten mit allerlei Hausrat und Andenken waren schon dorthin geschickt worden.

Als wir die nackten Zimmer durchschritten hatten, stiegen wir noch auf den Dachboden. Ich mußte meiner Großmutter über die letzte Stufe hinaufhelfen, die doppelt so hoch war

Im Exil war Erich Fried bei Young Austria der Jugendorganisation des Austrian Center aktiv und Mitglied des Freien Deutschen Kulturbunds. Nicht zuletzt finanzierte er Visa, um Verfolgten die Einreise nach Großbritannien zu ermöglichen – u.a. indem er in leerstehende Häuser einstieg, Bleirohre abmontierte und als Altmetall verkaufte. Während es Fried so gelang, etwa 70 Menschen zu retten, blieb seine Großmutter Malvine in Wien zurück. Sie wurde am 10. September 1942 nach Theresienstadt deportiert und am 26. März 1943 in Auschwitz ermordet.

Erich Fried starb am 22. November 1988 in Baden-Baden in Deutschland. Teile seines Nachlasses – Erinnerungsstücke und Möbel aus dem Londoner Exil – sind im Bezirksmuseum Alsergrund ausgestellt.



Gedenktafel am BRG IX, 1998.

wie die anderen. Dann aber fand sie sich trotz ihrer schlechten Augen zwischen dem Gerümpel besser zurecht als ich. So ging sie geradewegs auf den ausgedienten Sessel zu, der dort, wo sein Bein gebrochen war, auf einem vorspringenden Balken des Dachstuhls ruhte. Sie fegte mit einem Lappen den Staub nicht nur von Holz und Plüsch und setzte sich dann breit und gemütlich hin, als säßen wir unten im Salon auf der grünen Garnitur um den ovalen Tisch herum. Sie sagte: „Der ist noch gar nicht so schlecht." Ich sah sie besorgt an. Sie lächelte.

Ich hatte das fehlende Bein gefunden und blankgewischt. Im schrägen Licht, das durch die Dachluke fiel, glänzte das Furnierholz mit seinen Rundungen und kleinen Rissen. An manchen Stellen konnte ich sogar mein Gesicht erkennen, gespiegelt in komisch verzerrten Grimassen, von denen nicht zu sagen war, ob sie lachten oder heulten. Hauchte man das Holz an, so vergingen Glanz und Spiegelbild, alles wurde matt. Aber nach wenigen Augenblicken schrumpfte das matte Feld von den Rändern her wieder ein, und das Holz begann zu glänzen wie zuvor. Ich wog das Sesselbein in der Hand. Es war gekrümmt und sah aus wie eine alte Keule oder ein sonderbarer starker Knochen, ‚eines Esels Kinnbacken...'. Ich hätte das alte Holz wie eine Waffe schwingen und losschlagen müssen. Einer gegen Tausende, gegen Polizeigesichter und Beifallbrüller, gegen Mützen, Armbinden und Stiefel. Aber ich war kein Simson. Ich gab mir einen Ruck und schlug meiner Großmutter vor, den Sessel mit Werkzeugen unserer Nachbarin zu reparieren und ihn ihr nachzubringen. Sie lachte mich aus: „Sei nicht so dumm; du hast Wichtigeres zu tun in deinen letzten zwei Tagen hier." Dann verließen wir den Dachboden.

Ich fuhr über Belgien nach England. Bis 1942 kamen Nachrichten von meiner Großmutter, dann wurde sie nach Theresienstadt geschickt und ist von dort nicht mehr zurückgekommen. Der Bodenkram des Hauses Alserbachstraße 11 ist im Krieg verbrannt, als unsere Nachbarin aus dem obersten Stockwerk sich selbst und ihre Wohnung mit Benzin übergoß und anzündete. Der Schaden ist längst repariert, das Haus sieht von außen wie neu aus. Bei meinen Besuchen in Wien habe ich es nicht wieder betreten.

2

Seegasse 9-11: Ein Ort österreichisch-jüdischer Geschichte

Das „Haus Rossau", eine Geschäftsstelle des „Kuratoriums Wiener Pensionisten-Wohnhäuser" in der Seegasse, wirkt auf den ersten Blick wie ein typischer 70er-Jahre-Bau, ein Haus, wie es einige dieser Art in Wien zu finden gibt. Bezüge zur Wiener Stadtgeschichte und insbesondere zur jüdischen Wiener Stadtgeschichte erscheinen eher unwahrscheinlich. Ein Blick hinter die Fassade verrät jedoch die zentrale Rolle dieses Ortes für den Bezirk und die jüdische Gemeinde Wiens.

Die heutige Seegasse wurde 1629 „Gassel allwo der Juden Grabstätte" genannt, ab 1778 „Judengasse". Seit 1862 trägt die Gasse ihren heutigen Namen, der auf einen ehemals hier gelegenen Fischteich zurückgeht. Wie die früheren Straßenbezeichnungen verdeutlichen, ist die Seegasse ein wichtiger Ort der jüdischen Stadtgeschichte. Im Innenhof der Seegasse 9-11, hinter dem „Haus Rossau", befindet sich bis heute ein jüdischer Friedhof, auf welchen schon die Gassenbezeichnung aus dem 17. Jahrhundert verweisen.

Der jüdische Friedhof wurde im 16. Jahrhundert angelegt und ist heute nicht nur der älteste Teil des Komplexes, sondern auch der älteste jüdische Friedhof Wiens. Mit einer Fläche von rund 2.300 m² war er über Jahrhunderte hinweg eine wichtige Begräbnisstätte der jüdischen Gemeinde. Nach der Vertreibung der Juden und Jüdinnen aus Wien durch Leopold I. im Jahre 1670 war auch die Existenz des Friedhofs gefährdet. Er konnte jedoch von Jakob Koppel Fränkel (1600-1670) gegen einen Erlag von 4.000 Gulden an die Stadt Wien vor der Zerstörung bewahrt und aufgrund einer vertraglich geregelten „Unantastbarkeit für alle Zeiten" erhalten bleiben. Bis 1783 diente der Friedhof als Begräbnisstätte, ehe er unter Josef II. stillgelegt wurde. Ein neuer Friedhof wurde aus hygienischen Gründen außerhalb des „Linienwalls" in Währing angelegt, der Jüdische Friedhof Währing – der Friedhof in der Seegasse blieb unangetastet bestehen.

Krankenhaus, Armen- und Siechenhaus

1696 kaufte Hofbankier Samuel Oppenheimer (1630-1703) das Gelände der heutigen Seegasse 9-11. Er gründete 1698 ein Krankenhaus mit angeschlossenem „Armen- und Siechenheim", welches der Versorgung der jüdischen Gemeindemitglieder diente. 1793 kaufte die jüdische Gemeinde das Friedhofsareal sowie den Gebäudekomplex und ließ diesen aus- und umbauen.

Neben der medizinischen Versorgung begünstigte das Krankenhaus auch die Ansiedlung jüdischer Bevölkerung im heutigen Alsergrund. Die Gegend in der heutigen Rossau, auch Oberer Werd genannt, entwickelte sich in den darauffolgenden Jahr-



Der Friedhof in der Seegasse ist der ältetste erhaltene jüdische Friedhof Wiens.

hunderten zu einem Kerngebiet der jüdischen Gemeinde Wiens. Zahlreiche Juden und Jüdinnen siedelten sich hier an, eröffneten Geschäftslokale und Betriebe, gingen ihrem Alltag nach und waren fixer Bestandteil des Bezirks.

Die wachsende jüdische Gemeinde brachte das Krankenhaus an die Grenzen seiner Kapazitäten. Dies führte zum Bau eines neuen und größeren Krankenhauses am Währinger Gürtel, dem Rothschildspital. Das nach der Übersiedlung ins Rothschildspital leerstehende Gebäude in der Seegasse wurde ab 1844 zunächst weiter als „Armen- und Siechenheim“ genutzt, ehe es ab 1890 als Altersheim diente. 1936 bot es Platz für 454 Personen, jedoch waren Juden und Jüdinnen auch in anderen, auch nichtjüdisch betriebenen Altersheimen der Stadt untergebracht.

Zwischenstation Seegasse

Die nach dem „Anschluss“ und dem Novemberpogrom zunehmende antisemitische Gewalt führte zur Flucht bzw. zu Fluchtbestrebungen zahlreicher Juden und Jüdinnen aus Wien. Da vor allem ältere Menschen aufgrund ihres Alters oder Gesundheitszustands schlechtere Chancen auf eine Einreisebewilligung für die angestrebten Zufluchtsländer hatten oder eine Ausreise nicht mehr antreten konnten bzw. wollten, blieben sie nach der Flucht ihrer jüngeren Familienmitglieder häufig alleine und unterversorgt zurück.

Auch der Ausschluss jüdischer Menschen aus nichtjüdisch betriebenen Altersheimen sowie die Auflösung bestehender Mietverträge zwangen sie dazu, innerhalb kurzer Zeit eine neue Bleibe zu finden. Dies verschlechterte nicht nur ihre Lebensbedingungen, sondern führte auch dazu, dass vor allem ältere Juden und Jüdinnen vermehrt auf außerfamiliäre Hilfe und Pflege angewiesen waren. So verfasste Sara Spira, deren weiteres Schicksal unbekannt ist, am 27.11.1939 folgendes Antragsschreiben:

> „In einer verzweifelten Lage muss ich mich an Sie mit Folgendem wenden: Ich bin 81 Jahre alt und habe bisher eine eigene Wohnung inne[ge] habt [2., Herminengasse 8]. Den Mietzins hierfür habe ich mir schlecht und recht durch Pfründe zusammenstellen können. Und nun kommt die größte Tragik: Ich muss unter allen Umständen bis zum 1. XII. ds. J. [des Jahres] meine Wohnung verlassen! Bitte versetzen Sie sich in meine Lage. Ich bin ganz alleinstehend, habe niemanden, der sich um mich kümmert und soll nun meine Wohnung verlassen, das heißt, auf die Straße gesetzt sein. Die einzige Rettung liegt nun bei Ihnen! Sie müssen mir unter allen Umständen mit Berücksichtigung oben angeführter Tatsachen die Aufnahme ins Altersheim prompt bewilligen.“

Die Israelitische Kultusgemeinde versuchte deshalb, zusätzliche Pflegeplätze in ihren Heimen einzurichten oder neue Einrichtungen zu schaffen, um ihre Gemeindemitglieder unterbringen und versorgen zu können. Der damalige IKG-Amtsdirektor Josef Löwenherz wies bereits 1939 in Verhandlungen mit der Gestapo auf den Mangel an Pflegeplätzen hin. „Unter Zugrundelegung des natürlichen Abgangs“ prognostizierte er, dass es insgesamt 16 Jahre dauern würde, bis das bestehende Altersheim alle Antragsteller*innen aufnehmen könnte. 1939 verfügte die IKG über 826 Pflegeplätze in den Altersheimen, davon 503 allein in der Seegasse. Neben dem Altersheim in der



Die Stadt Wien verpflichtete sich, als sie 1978 Teile des Areals erwarb, den Friedhof zu erhalten.



1983 eröffnet die Stadt Wien ein neues Pensionist*innenheim auf dem Areal.

Seegasse richtete die IKG von 1939 bis 1942 zehn weitere Zweigstellen ein, welche zusammen Platz für bis zu 2.500 Personen boten. Trotz des Ausbaus des Pflegeangebots waren die Heime stark überbelegt. Laufende Personalkürzungen, die von der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ angeordnet wurden, führten zu einer Überlastung des Pflegepersonals und damit einhergehenden Mängeln in der Betreuung und Versorgung der Heimbewohner*innen. So waren Anfang 1942 in der Krankenabteilung des Altersheims in der Seegasse 9 drei Krankenpfleger*innen für die Betreuung und Pflege von 62 Patient*innen verantwortlich.

Trotz des Ausbaus der Pflegeplätze in den Altersheimen konnte der hohe Bedarf an Plätzen nicht gedeckt werden. Die Altersheime wurden für viele Juden und Jüdinnen aus Wien zu einer Art Zwischenstation zwischen ihrem gewohnten Alltag vor dem „Anschluss“ und der Deportation in ein Konzentrationslager. Aufgrund der Deportationen lebten immer weniger Bewohner*innen in den Heimen, die infolgedessen schrittweise geschlossen und aufgelassen wurden. Eine Ausnahme bildete das Altersheim in der Malzgasse 7, 2. Wiener Gemeindebezirk, welches bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft im Mai 1945 bestand.

Auch in der Seegasse 9-11 sank auf Grund der Deportationen die Zahl der Bewohner*innen. Die IKG wurde im August 1942 gezwungen, die Liegenschaft in der Seegasse zu verkaufen. Die genaue Nutzung des Gebäudes nach dem erzwungenen Verkauf ist bis dato ungeklärt: Ob sie als Schüler*innenheim für Kinder von in der Wehrmacht dienenden Vätern und in der Kriegswirtschaft arbeitenden Müttern, als Divisions-Stabsquartier der SS oder als Räumlichkeit für die Hitlerjugend (HJ) sowie die Deutsche Arbeitsfront (DAF) genutzt wurde, lässt sich nicht eindeutig feststellen.

Bis Mai 1943 blieb die Seegasse 9-11 als Altersheim bestehen. Die zu diesem Zeitpunkt noch nicht deportierten Bewohner*innen wurden daraufhin in das Altersheim in der Seegasse 16 überstellt. Dieses Heim wurde von der „Auswanderungs-Hilfsorganisation für nichtmosaische Juden“ betrieben und bestand noch bis zum Juni 1943. Es ist davon auszugehen, dass der Großteil der aus den Altersheimen deportierten Juden und Jüdinnen in den darauffolgenden Wochen und Monaten ermordet wurde, dementsprechend spärlich sind die Zeugnisse ehemaliger Bewohner*innen über den Alltag in der Seegasse.

Der anfangs erwähnte jüdische Friedhof, der seitens des NS-Regimes häufig auch als „Garten“ bezeichnet wurde, sollte als Sport- und Spielplatz einer nahegelegenen Schule in der Glasergasse dienen. Der Friedhof wurde bereits vor der Auflösung des Altersheims geschändet, die verbliebenen Grabsteine sowie die sterblichen Überreste blieben jedoch vorerst aufgrund ihres kulturhistorischen Wertes vor weiterer Zerstörung bewahrt. Sie sollten für Forschungs- und Studienzwecke im Sinne des Nationalsozialismus, unter anderem für das Projekt „SS-Ahnenerbe“ und das Anthropologi-



Gedenktafel der IKG, Seegasse 9-11.

sche Institut der Universität Wien, aufbewahrt werden. Am 10. Mai 1943 wurde auf Antrag des Ältestenrats der Juden[1] in Wien und mit Genehmigung der Gestapo mit der Entfernung und dem Abtransport der Grabsteine von der Seegasse zur israelitischen Abteilung am Zentralfriedhof begonnen – ein Teil konnte somit gerettet werden.

„Displaced Persons" Lager und Altersheim

Das Haus in der Seegasse blieb bis Kriegsende von Bombardierungen verschont und war ab Juli 1945 eines von vier jüdischen DP-Lagern (Lager für „Displaced Persons") in Wien. Als Rückkehrerheim für österreichische Überlebende aus Konzentrationslagern sowie als Lager für jüdische DPs mit längerem Zwischenaufenthalt in Österreich hatte das Gebäude eine durchschnittliche Aufnahmekapazität von rund 300 Personen, welche zeitweise deutlich überschritten wurde. So fanden im Juli 1947 bis zu 500 Personen dort Schutz und Unterkunft. Erneut wurde die Seegasse zu einer Anlaufstelle für Juden und Jüdinnen in Wien.

1949 wurde das Gebäude an die IKG restituiert, Teile davon dienten bis 1953 als DP-Lager. Nach einer Renovierung wurden 1952 ein kleines, modernes Krankenhaus und ein Altersheim eingerichtet, die bis 1972 in Betrieb waren. Das Gebäude in der Seegasse übernahm somit wieder jene Funktion, welche es bereits Jahrhunderte zuvor hatte. Da eine Sanierung notwendig gewesen wäre und hohe Kosten verursacht hätte, wurden das Altersheim und das Krankenhaus aufgelöst – das Gebäude stand fortan leer und verfiel zunehmend.

Schließlich kaufte die Stadt Wien das Areal, ließ das Gebäude abtragen und errichtete ein neues Pensionist*innenheim, welches 1983 eröffnet wurde. Beim Kauf im Jahr 1978 wurde der aus dem Jahr 1670 stammende und noch gültige Vertrag über die „Unantastbarkeit für alle Zeiten" des Friedhofs unter Bürgermeister Leopold Gratz erneut bekräftigt. Die Gemeinde Wien übernahm damit die Betreuung und Instandsetzung des Friedhofs und tut dies bis heute.

Die Seegasse als Erinnerungsort heute

Bis in die 1980er Jahre war der Friedhof im Innenhof eine leere Wiese und wurde zeitweise noch immer als Spielplatz einer nahegelegenen Schule verwendet. Durch Zufall wurden Anfang der 1980er bei Restaurierungsarbeiten auf dem Wiener Zentralfriedhof barocke Grabsteine entdeckt, die seit Jahrzehnten unter der Erde lagerten und seit 1943 dort versteckt waren. Diese konnten dem Friedhof in der Seegasse zugeordnet werden und die Idee wurde geboren, den Friedhof in der Seegasse anhand von Bestandsplänen aus den 1910er Jahren zu rekonstruieren.

Seit 2011 wird der Friedhof laufend saniert und die Grabsteine werden an ihren historischen Orten aufgestellt und restauriert. Die Grabungen werden dabei auch heute noch von zwei Rabbinern der Organisation Atra Kadisha überwacht, welche darauf achten, dass die Totenruhe nicht gestört wird. Im Zuge von Fundamentgrabungen wurden weitere Grabsteine entdeckt, die beim Abtransport 1943 wohl dort verblieben waren.

1943 befanden sich rund 1.000 Grabsteine auf dem Friedhof. Stand 2022 konnten davon 300 Steine wieder an ihrem ursprünglichen Standort aufgestellt werden. Seit 1984 ist der Friedhof frei zugänglich und kann tagsüber über das Pensionist*innenwohnhaus betreten und besichtigt werden. Auch eine Gedenktafel an der Außenmauer des Gebäudes erinnert an die österreichisch-jüdische Geschichte dieses Ortes.

Fußnoten:

1 Ende Oktober 1942 wurde die IKG Wien von den Nationalsozialisten aufgelöst und ein Ältestenrat der Juden in Wien eingerichtet.

Quellen:

- Traude Veran, Das steinerne Archiv. Der Wiener jüdische Friedhof in der Rossau, Wien 2006.
- Alexia Weiss, Steinepuzzle, *www.tagblatt-wienerzeitung.at/meinung/blogs/juedisch-leben/2083099-Steinepuzzle.html*
- Stein für Stein: Der Wiederaufbau des Jüdischen Friedhofs Rossau, *kwp.at/wiederaufbau-des-judischen-friedhofs-rossau*
- Wien Geschichte Wiki: Israelitischer Friedhof Roßau *www.geschichtewiki.wien.gv.at/Israelitischer_Friedhof_Ro%C3%9Fau*
- Julia Schilly, Jüdischer Friedhof. Die steinernen Zeugen von der Rossau *www.derstandard.at/story/1288160232677/juedischer-friedhof-die-steinernen-zeugen-von-der-rossau*
- Jüdisches Museum, Online Collection; ‚Der alte Jüdische Friedhof in Wien' (Seegasse) *sammlung.jmw.at/objekt/003132-%2339der-alte-j%C3%BCdische-friedhof-in-wien%2339-seegasse/*
- Elizabeth Anthony/Dirk Rupnow, Wien IX, Seegasse! Ein österreichisch-jüdischer Geschichtsort, in: Jim G. Tobias/Peter Zinke (Hg.), Nurinst 2010. Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte (Band 5: Leben danach - jüdischer Neubeginn im Land der Täter), Nürnberg 2010, 98-113.
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch (Hg.), Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien, Wien 2015.
- Tim Corbett, Die Grabstätten meiner Väter. Die jüdischen Friedhöfe in Wien (Band 36: Schriften des Centrums für Jüdische Studien), Wien 2021.



Die Synagoge in der Müllnergasse ca. 1910.

Synagogen in der Müllnergasse und im Alten AKH

Die vom Israelitischen Bethausverein Chewrah Beth Hatfilah (Vereinigung Haus des Gebetes) in Auftrag gegebene Vereinssynagoge in der Müllnergasse 21 bildete das gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Zentrum für die Jüdinnen und Juden im 9. Bezirk. Der Bethausverein wurde im Jahr 1867 gegründet. Im August 1887 beantragte dieser unter dem Obmann Leopold Quittner eine Statutenänderung. Der Vereinszweck lautete nun „für die Errichtung und würdige Erhaltung eines israelitischen Tempels im neunten Bezirke Wiens, sowie für die ordnungsgemäße Abhaltung des israelitischen Gottesdienstes in demselben“. Mitglied des Vereins konnte „jeder Israelit werden, welcher das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat und in Wien domicilirt“ sei.

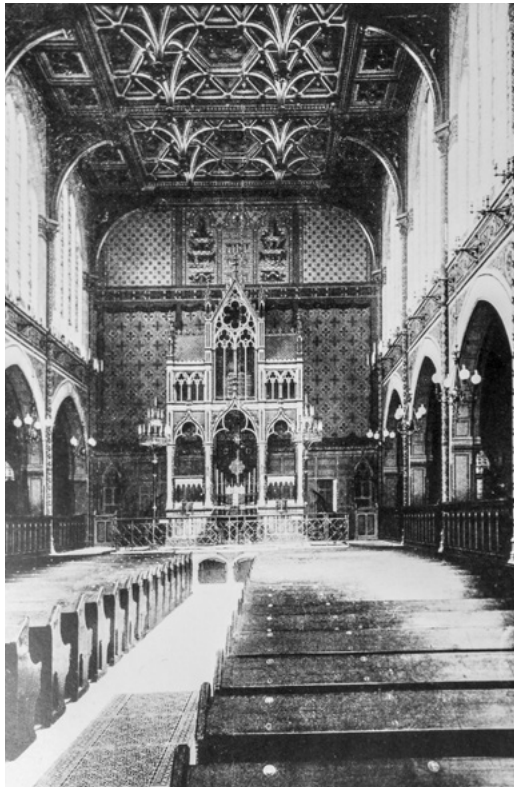
Das dreischiffige Gebäude wurde innerhalb von zwei Jahren gebaut und 1889 eingeweiht. An der Ostfassade, Richtung Müllnergasse, befanden sich zwei 35 Meter hohe, achteckige Türme. Die Fassade war, wie es die vom Antisemitismus geprägte Bauordnung für Synagogen im 19. Jahrhundert vorsah, nach hinten versetzt, um die Sichtbarkeit des Tempels zu schmälern. Der Haupteingang befand sich in der Grünentorgasse 13. Die Synagoge bot Sitzplätze für 322 Männer und 248 Frauen. Der Architekt Max Fleischer (1841-1905) hat in Wien auch die Synagogen in der Neudeggergasse im 8. Bezirk und in der Schmalzhofgasse im 6. Bezirk gebaut. Außerdem entwarf und baute er die Spitalssynagoge im alten Allgemeinen Krankenhaus im 9. Bezirk, auf die noch eingegangen wird.

Novemberpogrom

Während des Novemberpogroms wurde am Vormittag des 10. November 1938 in der Synagoge Feuer gelegt. Das Brand-Tagebuch der Wiener Feuerwehr vermerkte den Beginn des Feuerwehreinsatzes um 10 Uhr 13 und bezeichnete die Einsatzstelle als „Mittelfeuer“: Es „[b]rannte die Inneneinrichtung im Mittelschiff des jüdischen Tempels und der Altar“. Um 13 Uhr 16 wurde das Ende des Einsatzes verzeichnet.

Der Tempelportier Max Ullmann (1871-?) wurde von den Brandstiftern, vornehmlich SA- und SS-Männern, schwer zusammengeschlagen. Er überlebte die Shoa und konnte am 15. Juni 1948 folgende Zeugenaussage machen:

„Ich war 32 Jahre im Tempel Müllnergasse Tempeldiener (…). Am 10. XI. 1938 wurde der Tempel bereits um 6h früh von einer Rotte SA-Männer überfallen und demoliert. Ich wurde gleich von den Männern geschlagen, weil ich nicht das Tor öffnen wollte. (…) Um 10 Uhr kam wieder ein Trupp in den Tempel und setzten (sic!) die Demolierung und Plünderung fort. Dabei wurde ich niedergeschlagen, sodass ich liegen blieb. (…) Ich gebe noch an, dass ich sah, wie Brandbomben mittels Motorrad herbeigeschafft wurden und wie Walter Lorenz Brandbomben in den Tempel trug“. In einer weiteren Zeugenaussage schilderte Ullmann, wie die Synagoge geplündert wurde: „Teppiche, Ornate, Vorhänge, Gold und Silber“ seien „geraubt und fortgeschafft“ worden.



Im Inneren der Synagoge Müllnergasse.

In dem Strafverfahren gegen Walter Lorenz, der vor dem Volksgericht Wien wegen Kriegsverbrechen und Brandstiftung angeklagt wurde, schilderte die Israelitische Kultusgemeinde Wien am 16. November 1953 in einer Stellungnahme zum Verfahren, dass am 10. November 1938 um ca. 6 Uhr früh „ein Trupp von Männern“ Einlass in die Synagoge begehrt habe, dieser ihnen vom Tempeldiener verweigert worden sei, sie den Tempeldiener misshandelt hätten und durch eine Anrainerwohnung und durch Fenster in die Synagoge gelangt seien, die Bänke zerstört hätten, den Thoraschrein aufgerissen hätten und die Thorarollen geschändet hätten. Um ca. 10 Uhr kam „ein zweiter Trupp von Männern“, der in das Tempelgebäude eindrang „und mit Pechfackeln den Tempel in Brand steckte, sodass die gesamte Inneneinrichtung verbrannte. Lediglich das äußere Mauerwerk war stehen geblieben“.

Der Hausbesorger des Hauses Wien 9, Grünentorgasse 16, Theodor Bley (zum Zeitpunkt der Zeugenaussage 79 Jahre alt), bezeugte am 9. Dezember 1949 Folgendes: „Ich kann mich noch an den Überfall auf den Tempel Müllnergasse im Jahr 1938 erinnern. Ich war zur Zeit des Überfalls in meiner Wohnung (…). Ich habe gesehen, wie am 10. 11. 1938 an dem Tage, an dem der Tempel in der Müllnergasse gesprengt wurde, der Tempeldiener Ullmann aus dem zerstörten Tempel herausgezogen wurde. Ich habe gesehen, dass er von vielen jungen Leuten blutig geschlagen wurde.“ Franz Kainz war zum Zeitpunkt des Novemberpogroms Angestellter der Polizeidirektion Wien. Er hatte dafür zu sorgen, dass das Feuer nicht auf die Pferdeboxen der Polizeistallungen in der Müllnergasse übergriff: „Ich weiß nur, dass am Brandplatze eine große Menschenmenge, darunter auch uniformierte SA und SS, versammelt war“. Walter Lorenz wurde von den Verbrechen der Brandlegung und Misshandlung im Urteil des Volksgerichts Wien vom 8. Oktober 1954 freigesprochen. Der SS-Mann Otto Skorzeny, der nach 1945 noch lange als umtriebiger Rechtsextremer und unter anderem als Berater des spanischen Diktators Franco tätig war, wurde im Zusammenhang mit der Zerstörung des Müllnertempels nicht vor Gericht gestellt. Im Dezember 1939 berichtete das Baupolizeireferat an das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, dass die Vereinssynagoge, Müllnergasse 21 „abgetragen sei“.



Gedenkort Marpe Lanefesch im Alten Allgemeinen Krankhaus.

DENK-MAL Marpe Lanefesch
Ehemaliges jüdisches Bethaus im Alten Allgemeinen Krankenhaus

Im Jahr 1903 wird im Hof 6 des Allgemeinen Krankenhauses ein „Betpavillon“ für Patient*innen, Ärzt*innen und Pfleger*innen jüdischen Glaubens errichtet. Die Israelitische Kultusgemeinde Wien hatte dafür mehr als 5000 Gulden Spenden gesammelt. Die Pläne stammen vom Architekten Max Fleischer (1841-1905), der auch schon den Schmalzhoftempel (1883/84), die Synagoge in der Müllnergasse (1888/89) sowie die ebenfalls 1903 errichtete Synagoge in der Neudeggergasse geplant hatte.

Während des Novemberpo-groms wird die Synagoge am 10. November 1938 im Inneren verwüstet, bleibt aber als Gebäude intakt und wird danach als Lagerraum genutzt. Der Bau überlebt den Zweiten Weltkrieg, aber 1953 wird die Innenausstattung



Gedenkort Marpe Lanefesch im Alten Allgemeinen Krankhaus von Innen.

zerstört, um ihn als Transformatorstation zu nutzen und bei einer Modernisierung des Trafos (Einziehen einer Betonflachdecke, Neuverputz) in den 1970ern wird auch die äußere Form des ehemaligen Bethauses stark verändert. Dabei werden die Dachkonstruktion, der Eingangs- sowie der Toraschreinvorbau zerstört.

Nachdem durch die Forschungen der Kunsthistorikerin Dr.in Ines Müller Ende der 1980er Jahre die Geschichte des Gebäudes wieder in Erinnerung gebracht wurde, wird 1991 eine Gedenktafel angebracht, die die antisemitische Beraubung und Zerstörung während des Nationalsozialismus und den sorglosen Umgang mit diesem Sakralbau nach 1945 thematisiert:

> „Dieses Gebäude wurde im Jahr 1903 von Arch. Max Fleischer als Synagoge errichtet. Es wurde in der sog. „Reichskristallnacht“ im November 1938 von den Nationalsozialisten verwüstet und fand hierauf als Lagerraum Verwendung. Seit 1953 ist hier eine der drei Transformatorenstationen des alten Allgemeinen Krankenhauses untergebracht.“

(Diese Gedenktafel wurde im Zuge der Umgestaltung 2004 entfernt und ist heute im Bestand des Archivs der Universität Wien.)

Die Transformatorstation blieb aber noch bis in das Jahr 2000 in Funktion und noch 2003 stand am Platz des ehemaligen Portals des verfallenen Gebäudes: „Betreten verboten. Lebensgefahr!“

Die Künstlerin Minna Antova erarbeitet 1998 – zunächst in Selbstbeauftragung – das Konzept DENK-MAL. Ende 1999 veranstaltet die Universität Wien als neue Eigentümerin ein öffentliches Hearing mit Beteiligung internationaler Wissenschaftler*innen, Studierender, der Universitätsleitung und der Israelitischen Kultusgemeinde, bei dem ihr Projekt befürwortet wird. Die Namensgebung erfolgt in Zusammenarbeit mit der Israelitischen Kultusgemeinde. „Marpe Lanefesch“ bedeutet auf Hebräisch „Heilung für die Seele“.

Das Gebäude soll nicht nur instand gesetzt und renoviert werden, sondern es soll sowohl die Konstruktion des ersten Architekten Max Fleischer erhalten als auch die Zerstörungen in der NS- und Nachkriegszeit sichtbar gemacht werden. Als ausführende Architekt*innen unter der künstlerischen Leitung von Minna Antova wird das Büro Langthaller, Scheller, Willibald beauftragt und am 20. Oktober 2005 wird das ehemalige jüdische Bethaus als begehbarer Gedenkort DENK-MAL Marpe Lanefesch im Beisein der Israelitischen Kultusgemeinde eröffnet.

Auf dem Belag des Weges, der zum Betpavillon führt, informiert ein Text über die Geschichte des Gebäudes (hebräisch, deutsch, englisch, zum Teil Blindenschrift). Der Text ist außerdem auf einer Metallplatte zu finden. Diese Bodenbeschriftung muss immer wieder erneuert werden (zuletzt 2023/24), so wie auch Erinnerung immer wieder neu gelebt werden muss.

Das Bethaus wird soweit wie möglich in der ursprünglichen Form wiederhergestellt, die zerstörten Bauelemente (Dach, Vorbau, Thora-Nische) werden nach dem Originalentwurf Max Fleischers durch Glaselemente ersetzt. Der transparente Boden zeigt in Zeit-Schichten die Konstruktion und Destruktion des Gebäudes im 20. Jahrhundert: Die erste Schicht ist der auf Maßstab 1:1 vergrößerte ursprüngliche Grundrissplan, darüber ein Schreiben der Gestapo zur Zerstörung der Wiener Synagogen im Novemberpogrom 1938, zu oberst der Umbauplan zu einem Transformatorraum aus den 1970er Jahren. Die Wand ist mit Freskomalereien in Form von „zerrissenen“ Stücken von Thora-Rollen gestaltet.

Seit 2009 wird im DENK-MAL Marpe Lanefesch das „Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938“ aufbewahrt.

Quellen:

- Synagoge im alten AKH Wien *de.wikipedia.org/wiki/Synagoge_im_alten_AKH_Wien*
- Synagoge im Alten Allgemeinen Krankenhaus *www.geschichtewiki.wien.gv.at/Synagoge_im_Alten_Allgemeinen_Krankenhaus*
- DENK-MAL Marpe Lanefesch *geschichte.univie.ac.at/de/artikel/denk-mal-marpe-lanefesch*

3

„Notarrest“ – Lohner-Hof – Pramergasse 10

Während des Novemberpogroms 1938 wurden in Wien laut NS-Dokumenten zwischen 6.500 und 7.800 jüdische Männer sowie einige Frauen verhaftet. Die lokalen Polizeistationen und Gefängnisse waren bald überfüllt und das Polizeigefangenenhaus in der Rossauer Kaserne – umgangssprachlich nach der ehemaligen Elisabethpromenade auch „Liesl“ genannt – war für die vielen Inhaftierten ebenfalls zu klein. Deshalb wurde die Einrichtung von „Notarresten“ angeordnet.

In Wien gab es vier „Notarreste“: Marxergasse 17 (Sofiensäle), 3. Bezirk (Landstraße); Kenyongasse 4, 7. Bezirk (Neubau); Karajangasse 16, 20. Bezirk (Brigittenau) und Pramergasse 10, 9. Bezirk (Alsergrund).

(K)Ein Gedenken

Der heutige Umgang mit der Erinnerung an die Juden und Jüdinnen, die an diesen Orten gedemütigt, gefoltert, ermordet oder in den Selbstmord getrieben wurden, könnte unterschiedlicher nicht sein.

Die „Gedenkstätte Karajangasse“ im Brigittenauer Gymnasium geht auf Schulprojekte zurück, die seit den späten 1980er-Jahren durchgeführt wurden. Sie wurde 1999 offiziell eröffnet und dokumentiert in zwei Dauerausstellungen u.a. die Nutzung des Schulgebäudes als Gestapo-Anhaltelager. Eine Tafel an der Fassade des Gymnasiums weist auf die Gedenkstätte hin. (Siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2014, Wien, 20. Bezirk, Brigittenau).

Anlässlich der Wiedereröffnung der 2001 abgebrannten und anschließend wiederaufgebauten Sofiensäle im Dezember 2013 wurde eine Tafel zur Geschichte des Gebäudes angebracht. Auf dieser ist für die Zeit des Nationalsozialismus vermerkt: „1938 – 1944: Die Sofiensäle sind ein Ort nationalsozialistischer Massenveranstaltungen. Enteignung der damaligen vorwiegend jüdischen Besitzer“. Unerwähnt bleibt, dass die Sofiensäle während des Novemberpogroms 1938 als „Notarrest“ dienten. (Siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2016, Wien, 3. Bezirk, Landstraße).

Nach unserem antifaschistischen Gedenkrundgang durch den 7. Bezirk am 10. November 2019, bei dem wir darauf hingewiesen haben, dass in der Kenyongasse ein sichtbares Zeichen des Gedenkens fehlt (siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2019, Wien, 7. Bezirk, Neubau), fand am 20. September 2023 eine Gedenkfeier statt. Dabei wurde, 85 Jahre nach dem Novemberpogrom 1938, eine Gedenktafel enthüllt, die ausdrücklich auf die Nutzung des Schulareals „Mater Salvatoris“ als „Notarrest“ für 2.062 jüdische Verhaftete sowie auf die dort verübten Folterungen, die häufig tödlich endeten, hinweist.

Anders als in der Kenyon- und der Karajangasse fehlt in der Pramergasse 10 bis heute jeglicher Hinweis auf den „Notarrest“. Der 1884/85 errichtete Lohner-Hof verband ursprünglich einen als Zinshaus konzipierten Straßentrakt mit einer im Hoftrakt untergebrachten Reitschule samt Stallungen. Ende 1913 kam eine eigene überdachte Reitschule für die Reiterstaffel der Sicherheitswache der Wiener Polizei hinzu. Obwohl die Nutzung der ehemaligen Polizeireithalle als „Notarrest“ durch Zeitzeugenberichte gut dokumentiert ist, erinnert im öffentlichen Raum bis heute nichts an diesen Ort nationalsozialistischer Verfolgung und Gewalt, an dem ungefähr 1.000 Menschen inhaftiert waren – selbst die genau Zahl ist bislang nicht erfasst.



Lohner-Hof, 2026.

Zeitzeugen erinnern sich

Ernst Benedikt, Reinhold Eckfeld und Max Uri, die im 19. Bezirk, Döbling wohnten, wurden am 10. November 1938 verhaftet, kamen zuerst in lokale Polizeikommissariate (siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 12.11.2017, Wien, 19. Bezirk, Döbling) und wurden dann in die Pramergasse gebracht.

Ernst Benedikt (20. Mai 1882 – 28. Dezember 1973), ehemaliger Herausgeber und Chefredakteur der „Neuen Freien Presse“ schildert in einem Brief an seine Tochter den Transport und seinen Aufenthalt im „Notarrest“ in der Pramergasse:

> „Denn schon der Transport, der plötzlich abends verfügt wurde, lehrte uns, wessen wir uns zu versehen hätten. Die SS übernahm die Angelegenheit, die Riesengarde der Gestapo, die ‚Verfügungstruppe‘ des Herrn Himmler – der war von jetzt an unser Herr über Leben und Tod. Und sofort meldete sich jener Begriff, der Begriff aller Begriffe – der Vorwand für tausendfachen Terror, ja identisch mit diesem selbst, nur ins Zeitliche übertragen – nämlich das Tempo. Tempo, das heißt: Du wirst wie ein Warenballen in einen dunklen Wagen geschleudert, der halbmannshoch und ohne Trittbrett dem Nichtturner und -kletterer, dem Älteren und Müden ein schwieriges Problem bedeutet. […] Tempo, das war die schallende Ohrfeige, die auf die Wange des Menschen niedersauste, der auf mei-

nem Schoß saß. Tempo, das war die zweite Ohrfeige, die der Arme mit gleicher Wucht auf seine andere Wange empfing, als er, begreiflicher Scham gehorchend, mit seiner Hand die getroffene Stelle berührte. Ich werde ihn nie sehen, diesen meinen Beschützer und habe ihn nie gesehen und doch dank ich ihm, dass ich im Hintergrund sitzend nicht unmittelbar den beiden Bestien ausgeliefert war, die uns zu unbekanntem Ziele führten. Und wieder – beim Aussteigen – was spreche ich von Aussteigen? – beim Herausgepeitscht – Herausgehetzt werden aus dem hohen Wagen ohne Stufen – Tempo, Tempo! – bewahrte mich irgend ein guter Geist. Denn ich sprang nicht nur ohne zu fallen, ich rutschte auch – mir fällt kein anderer Ausdruck ein – blitzschnell an dem Kerl vorüber, der mir einen tüchtigen Fußtritt und eine Maulschelle zugedacht hatte, so dass er, halb bewundernd, halb ärgerlich in einen ihm rassisch fremden Dialekt verfallend mir nachrief: ‚Hast Du a Masel!‘



Ernst Benedikt, Portrait von Ferdinand Schmutzer, 1914.

Immerhin, wir waren draußen aus der schwarzen Mausefalle. Wir eilten unter dem brüllenden Zuruf der SS-Leute – Tempo, Tempo! – in das Gebäude, das uns als Kerker dienen sollte. Durch einen ziemlich breiten Eingang rannten wir geradeaus und kamen in einen Riesensaal, der in diesem Augenblick noch völlig leer war. Sofort wurden wir – etwa fünfzehn Leute – an die Wand gestellt und mussten, in tiefer Kniebeuge mit ausgestreckten Armen unsere Personaldaten mitteilen – wohl eine der seltsamsten Positionen, die für solche Zwecke ausgesucht werden können. […]

Die ganze Nacht, bis in den Morgen dauerten diese Prozeduren mit immer neuen Abteilungen und ich hatte Zeit genug, um das Milieu zu besichtigen, in das von Minute zu Minute mehr Menschen kamen, alle sichtlich unter dem Eindruck des ‚Tempos‘. Also totenblass, nach Atem ringend, von Angst erschüttert. Der Raum, in dem wir uns befanden, war ein Saal von gewaltigen Dimensionen. Es war ein Rechteck, groß etwa wie der Saal der Hofstallungen und der Vergleich stimmte fast in jeder Richtung, denn wir waren in der Reitmanege der Polizei, in der Pramergasse im neunten Bezirk gelegen. Dünner Sand bedeckte den Boden, ein mächtiges Tor war jenem gegenüber, durch dessen Öffnung wir gekommen waren.“

Ein „Notarrest“ diente nur als Zwischenstation, viele der Verhafteten wurden nicht nur zwischen den lokalen Gefängnissen sondern auch den „Notarresten“ hin und her verfrachtet. Nur in Einzelfällen wurden Menschen wieder entlassen – oft unter der Bedingung, das Land sofort zu verlassen. Trotz ihrer Erschöpfung warteten die Häftlinge – ohne zu wissen, was sie als Nächstes erwarten würde – ungeduldig auf den Aufruf ihres Namens:

„Ansonsten waren wir vollbeschäftigt damit, den Aufrufen der Namen zuzuhören, die irgendeine Zukunft, irgendeine Absicht zu bergen schienen. Ich wurde von einer stetig zunehmenden Unruhe ergriffen. […] Zweimal – so erinnere ich mich –, trat ich hervor, das eine Mal, weil ich fest vermutete, ich müsse aufgerufen worden sein und das zweite Mal, als zu meiner höchsten Erregung mitgeteilt wurde, jeder, der eine Schiffskarte ins Ausland besaß, dürfe sich melden – mit dem klaren Sinn, dass er von der weiteren Haft befreit sei. Ich hatte zwar keine Schiffskarte, wohl aber hätte ich jederzeit die Eisenbahnkarte zu kaufen vermocht, durch die ich Österreich verlassen konnte. Ich teilte das mit, empfing aber nur Zurückweisung von einem unserer Wärter, dessen überreiztes, blasses Vogelgesicht, dessen von Drohung förmlich flammenden Augen mir eine Art Vision geworden sind.“



Ernst Benedikt mit Ehefrau Irma und den vier Töchtern in einem Fotostudio um 1927.

Ernst Benedikt wurde gemeinsam mit anderen Verhafteten in den „Notarrest“ in der Kenyongasse 4 überstellt, wo diese weitere Torturen erwarteten. (Siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2019, Wien, 7. Bezirk, Neubau). Von November 1938 bis April 1939 blieb er in Gestapo-Haft und nach seiner Freilassung musste er aufgrund der Verletzungen, die er durch die Misshandlungen erlitten hatte, für einige Zeit im Spital behandelt werden. Im Mai 1939 floh er mit seiner Familie zunächst nach England und im Juli desselben Jahres weiter nach Schweden. Obwohl er bereits 1953 eingeladen wurde wieder in Wien journalistisch tätig zu werden, kehrte er erst 1962 zurück. Er starb am 28. Dezember 1973 im Alter von 91 Jahren.

Reinhold Eckfeld (25. September 1921 – 16. April 2017) emigrierte 1939 nach England. Im Juli 1940 wurde er dort als „feindlicher Ausländer“ interniert und mit der Dunera, einem britischen Truppenschiff, gemeinsam mit rund 2.500 Geflüchteten – überwiegend jüdischen und politischen Emigranten aus Deutschland und Österreich – unter katastrophalen Bedingungen nach Australien deportiert. In den australischen Internierungslagern verfasste er 1940/41 einen Bericht über seine letzten Monate in Wien. Über seine Inhaftierung im „Notarrest“ in der Pramergasse schreibt er:

> „Der Verschlag (Anm.: des Lastwagens) geht herunter, die beiden SS-Verfügungstruppenmänner springen herunter, um das Ende des Wagens bildet sich schnell ein Halbkreis, der nach dem Tor des Gebäudes zu einen Gang offenlässt, der von Polizei, SS etc. gesäumt ist. Man ruft uns zu: ‚Schnell, schnell. Raus, raus!‘ Ich lasse erst einige andere herausspringen und springe dann selbst nach. ‚Laufschritt, Laufschritt‘, brüllt man uns entgegen. Wir laufen nun zuerst durch einen erleuchteten Hausflur von ungefähr 15 Meter Länge, gesäumt von Uniformträgern, werden weiter getrieben über einen Hof, 30 Meter lang. Man schlägt von beiden Seiten auf uns ein, einer nach dem anderen von diesen Biestern, die links und rechts stehen, versetzen uns Schläge, Tritte, versuchen, uns zum Fallen zu bringen und dann zu treten. Man hört das unterdrückte Schreien der Geschlagenen, das Klappern der Schuhe auf den Steinen des Hofes und hinten im Hausflur die dumpfen Schläge, die auf die Leidensgenossen niederfahren. Ich erhalte Schläge auf die Arme, die ich schützend vor meinen Kopf und meine Brille halte, und Schläge in den Rücken, ich sehe nichts und weiß nicht, woher sie kommen, ich spüre sie nur etwas gedämpft durch den Wintermantel, den ich trage, ich werde durch sie hin- und hergestoßen und stolpere und laufe nur immer vorwärts. Wie ich in der Mitte des Hofes bin, erhalte ich plötzlich einen starken Schlag mitten auf die Nase, und das Blut rinnt sofort hinunter. […]
>
> Wir stehen an der Wand des Saales, an der Längsseite, schief gegenüber dem großen Tore, durch das wir hereinkamen. An meinen Leidensgefährten sowie an mir sind deutlich die Spuren dieses Tages zu sehen. Ermattet stehen wir da, gebückt, mit dem Ausdruck der Müdigkeit, des Hungers und des verfolgten, gehetzten und gejagten Tieres in den Augen. Es liegt die Angst in diesem Blick, die ganze Ungewissheit des Schicksals, die die Juden Deutschlands nicht ruhig werden lässt, nicht schlafen lässt, nicht froh werden lässt, die jede Hoffnung im Keime erstickt, das Lächeln erstarrt und den Rücken krümmt, den Gashahn öffnet, den Strick um die Kehle zwängt und das Fenster zum Sprung in die Tiefe öffnet. Ach Leben, ein Leben! Wirf einen Blick um dich: Da stehen sie alle, die Armen. Die Kleider zerdrückt, die Schuhe verstaubt vom Sand der Arena, in der die reißenden Hunde zwischen den Reihen streifen, spähend, hassend, höhnend.“



Reinhold Eckfeld in Australien, 2016.

Reinhold Eckfeld wurde, so wie die meisten Minderjährigen und über 60-Jährigen, nach einem Tag wieder freigelassen:

> „Endlich um halb vier Uhr morgens ertönt das Kommando zum Abmarsch. Ich bin der letzte in der Reihe der „unter 18-jährigen“, unter denen sich auch 15- oder 16-jährige befinden. Einen halben Schritt hinter uns gehen diese Hunde, um uns noch Angst einzujagen, und schreien uns zu, noch schneller zu gehen. Beim Tor heißt es ‚Halt‘. Einer spricht: ‚Und wenn man euch jetzt sagt, marsch, dann rennt’s davon, so schnell ihr könnts, wer zurückbleibt, den holen wir uns noch mal zurück!‘ – Noch in der Sekunde, bevor man uns jetzt aus den Klauen lassen will, peinigt man uns. […]

Die „Dunera-Affäre“

Vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs lebten über 70.000 österreichische und deutsche Staatsbürger:innen, darunter etwa 55.000 Jüdinnen und Juden, die vor dem Nationalsozialismus geflüchtet waren, in Großbritannien. Mit dem britischen Kriegseintritt am 3. September 1939 wurden Staatsangehörige von Feindstaaten, insbesondere deutsche, österreichische und italienische Einwohner:innen unter dem Generalverdacht der Sabotage und Spionage sukzessive zu „Enemy Aliens“ („feindlichen Ausländer:innen“) erklärt. Während zunächst noch Tribunale jeden Einzelfall prüften und den meisten Personen keine Einschränkungen auferlegt wurden, wendete sich das Blatt im Mai 1940. Unter dem Eindruck der drohenden deutschen Invasion wurden Deutsche und Österreicher:innen – erstmals auch Frauen – ohne erneute Einzelfallprüfung inhaftiert. Rund 27.000 Zivilist:innen wurden interniert, unter ihnen geflüchtete Jüdinnen und Juden, deklarierte NS-Gegner:innen sowie Personen, die ihr ganzes Leben in Großbritannien verbracht hatten; nach dem Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 kamen mehrere tausend italienische Staatsbürger:innen hinzu. Mehr als 7.000 der Internierten wurden auf Schiffen nach Kanada und Australien deportiert.

Am 10. Juli 1940 stach der Truppentransporter HMT (Hired Military Transport) Dunera von Liverpool aus in See. An Bord befanden sich mehr als 2.500 Gefangene, überwiegend deutsche und österreichische Geflüchtete, die als „Enemy Aliens“ interniert worden waren, deutsche und italienische Kriegsgefangene sowie NS-Sympathisanten und etwa 300 britische Wachen und Marinesoldaten.

Viele der als „Enemy Aliens“ Internierten waren unter der Vorspiegelung falscher Tatsachen freiwillig an Bord der Dunera gegangen: Ihnen war versprochen worden, dass sie nach Kanada gebracht würden und von dort leichter in die USA emigrieren könnten. Erst während der Überfahrt wurde ihnen klar, dass die britischen Lagerverantwortlichen sie hinters Licht geführt hatten, denn am 18. Juli wurde ihnen mitgeteilt, dass das Ziel ihrer Reise Australien sei und die Überfahrt noch etwa sechs Wochen dauern würde.

Die Seereise wurde zu einem wahren Horrortrip. Die Dunera war völlig überfüllt und die Gefangenen wurden unter Deck ohne Tageslicht eingepfercht; sie durften sich nur wenige Minuten pro Tag an Deck aufhalten. Einige Internierte fanden Hängematten, doch die meisten mussten schlafen, wo immer sie Platz fanden – auch auf Tischen oder auf dem Boden. Die sanitären und hygienischen Verhältnisse waren katastrophal – ein Stück Seife pro Woche für zwanzig Männer und ein Handtuch für zehn Männer – auch die Mahlzeiten waren unzureichend.

Die britischen Bewacher schlugen und beschimpften die Gefangenen und raubten ihnen ihre persönlichen Habseligkeiten. Sie warfen Medikamente, wichtige Dokumente und persönliche Erinnerungsstücke, die sie in den Koffern der Internierten fanden, einfach über Bord.

Nach der Ankunft der Dunera am 6. September 1940 in Sydney wurden die Männer in mit Stacheldraht umzäunten Gefangenenlagern in Hay (New South Wales) und Tatura (Victoria) interniert. Ein Großteil der Männer wurde ab Ende 1941 schrittweise freigelassen. Viele von ihnen kehrten nach dem Krieg nach Großbritannien zurück; etwa 900 entschieden sich, dauerhaft in Australien zu bleiben.

Die britische Regierung stufte die Aktion später als „einen bedauerlichen und beklagenswerten Fehler“ („a deplorable and regrettable mistake“) ein.

Quellen und weiterführende Informationen:

- Tonia Eckfeld. No one knows their destiny. The Eckfeld records: Inside the Dunera story. Monash University Publishing, 2024. (Anm.: dieses Buch wird demnächst auch auf Deutsch erscheinen).
- Eine unfreiwillige Seereise: Dunera. Interniert in Australien *dunera.de*
- Die Dunera-Boys 1941 in Australien *www.wsws.org/de/articles/2023/06/11/dune-j11.html*
- Dunera & Queen Mary Association, Dunera Boys *www.duneraassociation.com/dunera-boys*

> Die Straße ist leer und dunkel, nur jede zweite Lampe brennt, da Mitternacht bereits vorbei ist. Teils treibt mich die Angst zu laufen, teils fürchte ich, dadurch aufzufallen, und so beschränke ich mich darauf, raschestens zu gehen, und wenn ich wieder bei Atem bin weiterzulaufen, um mich möglichst rasch von diesem Schauplatz des Grauens zu entfernen.“

Reinhold Eckfeld blieb in Australien und lebte mit seiner Frau und drei Kindern in Mount Waverley, einem Vorort von Melbourne, wo er 2017 im 96. Lebensjahr starb.

Auch der damals 17-jährige **Max Uri** (28. Februar 1921 – 2009) wurde inhaftiert. Er beschreibt, dass die Angst nicht mit der Entlassung aus dem „Notarrest“ endete, denn draußen vor dem Tor harrte ein Teil der Wiener:innen bis spät in der Nacht aus, um die Freigelassenen weiter zu schikanieren:

> „Am 10. November 1938 wurde ich verhaftet und im 9. Bezirk in der Pramergasse, in einer Reitschule, mit ungefähr Tausend anderen Juden, die teilweise in Schlafanzügen oder Unterwäsche aus ihren Wohnungen geholt wurden, festgehalten. Gegen drei Uhr nachts durften die unter 18jährigen und über 60jährigen nach Hause gehen. Draußen hatte sich der Pöbel versammelt und wartete auf uns. Ein hoher Polizeioffizier war bereit, uns zu schützen, aber nur so lange, bis er bis 10 gezählt hatte. Ich rannte los, was mir als Sportler zum Glück leicht fiel.“

Max Uri gelang die Flucht in das damalige Palästina, wo er am 7. Dezember 1941 in Tel Aviv seine Jugendliebe Frieda (Fritzi) Haber aus Klagenfurt heiratete. Im Jahr 1947 kam das Paar mit den ersten beiden ihrer drei Kinder nach Wien zurück; erst 1952 konnten sie in die USA emigrieren. Nach elf Jahren in Los Angeles kehrte Max Uri 1963 auf Wunsch seines Schwiegervaters wieder nach Wien zurück, wo er 2009 starb.



Max Uri und seine Frau Frieda, 1940.

Der Vater von **Willy (Wilhelm Rudolf) Müller** (siehe Artikel „Willy Müller: Illegal nach Palästina“ in dieser Broschüre), **Arnold Müller**, wurde am 10. November 1938 ebenfalls verhaftet und in den „Notarrest“ in der Pramergasse gebracht und von dort in den in der Kenyongasse. Im Gegensatz zu Ernst Benedikt blieb er von groben Misshandlungen verschont und wurde nach einigen Tagen freigelassen.

„Wir warteten dann etliche Tage auf Nachrichten, und nach acht Tagen – inzwischen haben wir bei Verwandten übernachtet, die Wohnung war leer, bis auf eine Nachricht für meinen Vater, wo wir zu erreichen sind – ist prompt der Anruf gekommen, dass er zu Hause ist. Wir sollen nach Haus kommen. […] Seine persönlichen Erfahrungen dort waren eigentlich verhältnismäßig milde. Abgesehen davon, dass er dort in der Nacht turnen musste – nicht nur er, sondern die anderen auch, zum Vergnügen der anwesenden SS –, ist er nicht geschlagen worden. Die anderen Leute sind alle nach Dachau gebracht worden. Also, es war reiner Zufall, ich weiß nicht wieso, dass er nach acht Tagen rausgekommen ist, während die anderen zum Großteil nach Dachau gebracht wurden.“

Quellen und weiterführende Informationen:

- Reinhold Eckfelds Bericht. Vom Novemberpogrom bis zur Flucht aus Wien (Hrsg. Martin Krist). Wien, Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2024.
- Heimatlos: Wiener Juden im Exil. Ausstellung im Jüdischen Museum, Judenplatz 8, 1010 Wien, bis 04.04.2027. In dieser Ausstellung wird u.a. die Geschichte von Reinhold Eckfeld präsentiert.
- Erinnerungen von Ernst Benedikt; Briefe an seine Tochter Friedl
  www.doew.at/cms/download/dlmit/4505_manus_benedikt_komm.pdf
  www.doew.at/cms/download/4iiee/benedikt_erinnerungen2_komm.pdf
- Interview mit Max Uri 2004, Centropa *www.centropa.org/de/biography/max-uri*
- Erzählte Geschichte. Band 3: Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. Seite 127ff Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), ÖBV, Wien 1992.
- Gedenkstätte Karajangasse *www.gymnasium-am-augarten.at/gedenkstaette/*
- Gedenktafel zum Notarrest im Bildungszentrum Kenyongasse
  www.kenyon.at/haus-traeger/bildungszentrum-kenyongasse/news/details/gedenktafel-zum-notarrest-im-bildungszentrum-kenyongasse/

„Die Schildkröten“ von Veza Canetti

In ihrem bereits 1939 entstandenen, jedoch erst 1999 veröffentlichten Roman „Die Schildkröten“ lässt Veza Canetti im Kapitel „November“ die Romanfigur Felberbaum von seinen Erfahrungen im „Notarrest“ Pramergasse erzählen.

[M]an war am Ziele angelangt. Man musste aussteigen, nicht leicht für einen Mann über Sechzig, aber er sprang hinunter, ohne Schaden zu nehmen und trat mit den anderen ein.

Aus dem riesigen Gebäude schlug ihm eine angenehme, feuchte Kühle entgegen und zugleich ein Geruch, den man am Land als gesund bezeichnet, wenn er von der Kuh kommt. Der Geruch kam von Pferden, es waren augenblicklich nicht Pferde in der Manege, nur ihr Geruch haftete noch an, Männer lagen auf dem Boden, allerdings im Viehwagen transportiert und wie Vieh auf Sand gelagert, der nicht allzu kalt war und nicht allzu feucht.

Felberbaum hatte überdies noch den Mantel mit, den er ausbreitete und mit seinem Freunde teilte, er hatte diesen nicht aus den Augen gelassen. Er legte sich, denn er war müde, neben die anderen und seinen Freund auf den Boden, und als er die riesige Schar von Menschen sah, so viele, wie er noch nie beisammen gesehen, beruhigte er sich und sagte sich ganz logisch, es sei ja viel zu umständlich, gleich Tausende von Menschen auf einmal umzubringen. […]

Spät abends legte er sich neben seinem Freund auf den Sand hin, einen halben Mantel zu seinem Schutz. Er pflegte vor dem Schlafengehen einen kleinen Davidstern, den er von seiner Mutter hatte, unter sein Kopfkissen zu legen und schickte sich auch jetzt an, das zu tun, denn dieser Stern beschützte ihn seit vielen Jahren. Er wollte ihn aus seiner Börse ziehen. Dann erinnerte er sich, dass er heute kein Kopfkissen hatte. So schob er ihn mit der Börse unter seinen Kopf, sie grub sich im weichen Sand ein.

Er war sehr erschöpft. Trotz des harten Lagers für einen alten Mann schlief er sofort ein und atmete fest und friedlich. Plötzlich träumte er, wie er massiert wurde. Es war der Badediener aus dem Dianabad, der es sonst sehr gut traf, heute massierte er ihn aber so wild, puffte und stieß ihn so sehr, dass er die Augen aufriss, obwohl es so wohlig war, sie zu schließen. Die Püffe ließen noch immer nicht nach, wenn er auch, wie er sich jetzt im Dunkeln die Augen rieb, zugab, dass alles ein Traum war. Nein, es war kein Traum. Es zerrte einer ganz wirklich an seiner Uhrkette, entriss ihm die Uhr, entriss ihm die Brieftasche, zischte ihm zu, den Mund zu halten und machte sich davon. […]

„Bestehlen mich meine eigenen Brüder,“ dachte er, und dieser Gedanke betrübte ihn noch mehr als der Verlust seiner Uhr.

Ganz denselben Gedanken hatten aber diese Nacht einige tausend Menschen, die hier lagen, und die des Morgens eines anderen belehrt wurden und darüber den Mund hielten. Auch über ihre fehlende Barschaft, deren Verlust Felberbaum besonders schmerzlich traf, denn er trug sein ganzes Geld bei sich, es sollte die Fahrt nach London davon bestritten werden und die Wartezeit hier im Lande, bis das Visum eintraf.

Den nächsten Tag wurde er zum Tribunal geholt. Es bestand auch aus Frauen, denn die Männer im neuen Reich hatten einträglichere Arbeit. […]

Eindeutig und klar beantwortete er mit »nein« die Frage, ob er zu Arierinnen in naher Beziehung gestanden habe. Er konnte auch ehrlich beteuern, seine Frau sei keine Arierin, heiße sogar von selbst Sarah, habe nie eine Liebschaft mit einem Arier gehabt, das konnte er beeiden, sie war Mädchen, als er sie nahm, aus guter Familie, anständig und treu bis zum letzten Tage. […]

Er erzählte nun, dass er schon einmal eingesperrt war, gut eingesperrt, gründlich eingesperrt und wieder freigelassen. Als er sein Alter angab, wiederholte, wurde ihm seine Entlassung in Aussicht gestellt. Er musste nun unterschreiben, dass er nichts von den Vorgängen und Gesprächen im Zirkus berichten würde, und dies bei Todesstrafe. Er unterschrieb groß und deutlich und eilte mit seinem alten Lächeln, aber mit tiefen Ringen unter den Augen, auf seinen Platz zurück. […]

Aber den nächsten Tag wurde Felberbaum freigelassen. Als er ins Freie trat, nahm die frische Luft Besitz von ihm, das Licht schmerzte in den Augen, der feste Boden war zu hart nach dem feuchten Teppich in der Arena, er taumelte und hätte sich gern auf eine der Bänke gesetzt, die einladend wie Betten und in langen Reihen leer in der Allee standen. Dies wagte er aber nicht, eine Inschrift verbot es ihm nachdrücklich, …

Erzwungene Wohngemeinschaften

Der Alsergrund als Zwischenstation der Verfolgung

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im März 1938 wurden Juden_Jüdinnen in ganz Österreich aus ihren Häusern und Wohnungen geworfen. Ob im Gemeindebau, privat zur Miete oder sogar im Eigentum gewohnt wurde, machte zwar einen relevanten Unterschied, was die Abläufe betraf, jedoch kaum in Bezug auf das Ergebnis. Die Behörden raubten ebenso wie die ‚ganz normale' nicht-jüdische Bevölkerung.

Dass die eigene Wohnung kein sicherer Ort mehr war und keinen Schutz vor Raub, Übergriffen, Demütigungen und Gewalt bot, mussten viele Jüdinnen_Juden bereits im Zuge der sogenannten „Anschluss-Pogrome" erleben. Einen schrecklichen Höhepunkt stellte dann das Novemberpogrom dar. So erinnert sich der 1927 geborene Karl Jelinek (Pseudonym):

> „Dann kam die ‚Kristallnacht'. Am 10. November sind zwei SA-Männer in unsere Wohnung gekommen, die ziemlich kriegerisch dreingeblickt haben. Meine Tante war da, von meiner Mutter die Schwester. Ich bin sofort ins Klo verschwunden und bin da eine ganze Stunde gesessen und habe fürchterliche Angst gehabt. Meine Tante hat gesagt: ‚Bleib drin und rühr dich net raus!' Die sind dann wegmarschiert mit einem Teppich und mit meiner Violine. Das war eine alte Thiergeige, für Barock- und Kammermusiker. Mein Vater war Amateurmusiker und hat der Geige ewig lange nachgeweint." (Karl Jelinek in DÖW 1992, S. 226)

„Wilde Arisierungen"

Zwar galt auf dem Papier der Mieterschutz in vor 1917 erbauten Häusern – also im Gros der privaten Wiener Mietshäuser, nicht jedoch in den später errichteten Gemeindebauten – auch für jüdische Mieter_innen noch bis zum 10. Mai 1939. In der Praxis bot dieser jedoch keinen Schutz. Oft forderten Privatpersonen jüdische Mieter_innen auf, ihre Wohnung binnen einer kurzen Frist – in einigen Fällen auch auf der Stelle – zu verlassen. Dafür gab es zwar keine Rechtsgrundlage, noch weniger aber bestand ein Interesse der Behörden diese Praxis zu unterbinden. Oft waren es Freund_innen oder Verwandte, die dann kurzfristig Unterschlupf boten – freilich selbst oft vom Verlust der Wohnung bedroht. So wurde der 9. Bezirk mit seiner relativ großen jüdischen Bevölkerung für viele Verfolgte zu einer Zwischenstation. Lotte Freiberger (geb. 1923; siehe Text zu Lotte Freiberger in dieser Broschüre) erzählt etwa:

> „Wir wohnten im 12. Bezirk, in der Ruckergasse. Wir waren die einzigen Juden in dem Haus. Die Hausbesorgerin war uns schon vor 1938 gut gesonnen gewesen, sie war von meinen Eltern des öfteren mit Kinderkleidung und Geld beschenkt worden. Die Einstellung uns gegenüber änderte sich am 13. März 1938. Sie bot im Wirtshaus einem Nazifreund unsere Wohnung an, wir mußten innerhalb weniger Tage die Wohnung räumen. Die Zeit der Wohngemeinschaften begann. Eine jüdische Familie – ein Zimmer. Wir zogen zu einer Schwester meines Vaters in den 9. Bezirk, in die Grünentorgasse." (Lotte Freiberger in DÖW 1992, S. 199)

Wo Privatpersonen ihre Begehrlichkeiten nicht unmittelbar in die Tat umsetzen konnten, wurde oft zur Denunziation gegriffen. Insbesondere das Wohnungsamt, aber auch private Hausherren erhielten Briefe der „arischen" Mieter_innen, in denen diese ihre jüdischen Nachbar_innen in jeder denkbaren Hinsicht verleumdeten, um einen möglichst raschen Hinauswurf zu erwirken.

Auch Willy Müllers vierköpfige Familie findet nach der Verhaftung des Vaters im Zuge der Novemberpogrome (siehe Artikel „Notarrest" – Lohner-Hof – Pramergasse 10 und untenstehenden Text) und der Kündigung ihrer Wohnung im 18. Bezirk schließlich Anfang 1939 zwei Untermietzimmer bei einer jüdischen Dame in der Berggasse. Auch Karl Jelinek erinnert sich:

> „Wir mussten später zwangsweise in den neunten Bezirk übersiedeln, das war nach der ‚Kristallnacht'. Wir haben dann im neunten Bezirk gewohnt, Porzellangasse 45. Die Wohnung im neunten Bezirk war eigentlich größer, aber man hat uns dort noch andere Leute einquartiert." (S. 226)

Mit jedem weiteren erzwungenen Umzug, jeder weiteren unfreiwilligen „Wohngemeinschaft" werden die Wohnverhältnisse fremdbestimmter, beengter und unerträglicher. „Insgesamt sind wir zwischen 1939 und 1945 sechsmal umgezogen, nicht freiwillig. Möbel und alles andere ging nach und nach verloren", erinnert sich Lotte Freiberger in einem Interview mit Gerti Zupanich und Charlotte Rastl. Ab 1939 wurde das „Freimachen" von Wohnungen und die Einweisung in oft bereits völlig überfüllte Ersatzquartiere, von denen manche fast unvorstellbare bauliche und hygienische Mängel aufwiesen, immer straffer von offiziellen Stellen organisiert.

Von der Historiker_innenkommission aufgearbeitete Dokumente zeigen, dass gegen die durch die Umstände erzwungene Aufnahme von Untermieter_innen manche „Pg." („Parteigenossen", Mitglieder der NSDAP) Beschwerde einlegten. Die „Steigerung der jüdischen Einwohner" in manchen Häusern und der angebliche „jüdische Massenverkehr" waren ihnen ein Dorn im Auge.[1]

Das Ausmaß des Raubes

Laut den Recherchen der Historiker_innenkommission lebten in Wien am 13. März 1938 ca. 190.300 Menschen, die nach NS-Definition als jüdisch galten, in etwa 63.000 Wohnungen. Um die 60.000 davon waren Mietwohnungen – darunter ca. 2.000 Gemeindewohnungen – die restlichen 3.000 sogenannte Hausherrenwohnungen oder Eigenheime. Während genaue Zahlen zu den privaten Wohnungen schwer festzustellen sind, ist bekannt, dass die Gemeinde Wien in den Jahren 1938/39 mehr als 2.000 Kündigungsverfahren gegen jüdische Mieter_innen in Gemeindebauten einleitete.

Fußnoten:

1 So nicht anders angegeben, stammen alle wörtlichen Zitate aus dem Bericht der Historiker_innenkommission, ebenso der Großteil der im Artikel zusammengefassten Informationen.

Die – wenig vertrauenswürdigen und sicher fehlerhaften – NS-Quellen geben zumindest ungefähren Aufschluss über das Ausmaß und die Geschwindigkeit der „Arisierungen“. Im Mai 1939 erhob das Gauorganisationsamt der NSDAP gemeinsam mit der Wohnwirtschaftsstelle eine Zahl von 26.000 noch bestehenden jüdischen Wohnungen (davon 10.000 Kleinwohnungen mit max. 1 ½ Zimmern, 12.500 mittlere Wohnungen mit 2 bis 3 ½ Zimmern und 3.500 Großwohnungen). Nach Berechnungen der Historiker_innenkommission teilten sich zu diesem Zeitpunkt im Durchschnitt 3,12 Personen jede Wohnung, wobei die Forscher_innen davon ausgehen, dass die 26.000 eher zu hoch angesetzt sind. Ihren Schätzungen nach liegt die Zahl der zwischen März 1938 und Mai 1939 „arisierten“ Wohnungen bei rund 44.000. Erst ab diesem Zeitpunkt gab es eine gesetzliche Basis für die Kündigung von jüdischen Mieter_innen in den meisten „arischen“ Häusern – es war jedoch auch danach kein_e Vermieter_in verpflichtet, jüdischen Mieter_innen zu kündigen.

Das Gros der Wohnungen war damit bereits vor Beginn der großen Deportationen 1941 aus Wien „arisiert“ – bis April 1945 sollte die Zahl der „freigemachten“ Wohnungen auf etwa 59.000 steigen. Der Verlust der eigenen Wohnung, die erzwungenen Umzüge quer durch die Stadt waren Teil einer Politik, die letztlich zu den Deportation aus den sogenannten Sammellagern führte. Nur ungefähr 5.000 Jüdinnen_Juden überlebten als Bedienstete des Ältestenrates, in sogenannten Mischehen oder als „U-Boote“ in Wien.

Verhinderte Rückgabe

Die wenigen Jüdinnen_Juden, die in Wien überlebt hatten, und die Überlebenden der Shoah konnten nach 1945 nur in den seltensten Fällen in ihre geraubten Wohnungen zurückkehren. Wenn es gelang, war dies der Hartnäckigkeit der Betroffenen und glücklichen Zufällen zu verdanken. Es gab sogar Fälle, in denen ehemalige Nationalsozialist_innen, die die Wohnungen zunächst verloren hatten, in den Jahren 1947/48 durchsetzten, dass NS-Opfer wieder delogiert wurden. In Bezug auf Gemeindewohnungen wurden Jüdinnen_Juden ebenso nach „Bedürftigkeit“ gereiht wie alle anderen. Lediglich wer schon vor 1938 im Gemeindebau gelebt hatte, hatte auch bei einer Rückkehr nach Wien gute Chancen wieder eine Gemeindewohnung zu erhalten – zumindest weist eine Bemerkung des damaligen Staatssekretärs Bruno Kreisky in einem Ministerrat des Jahres 1958 auf eine solche Praxis hin.

Der Präsident der IKG, David Brill, brachte es am 18. Juni 1946 im Wiener Kurier auf den Punkt:

> „Die österreichische Republik hat bisher, obgleich sie bereits über ein Jahr besteht, auch nicht das geringste zur Wiedergutmachung der erlittenen Schäden der jüdischen Bevölkerung unternommen. [...] Die meisten der überlebenden Juden sind in ihre Heimat zurückgekehrt, ohne daß es ihnen gelingt, ihre frühere Wohnung, auf die sie doch ein unbestreitbares Recht haben, zu verlangen. [...] Das Unrecht der nationalsozialistischen Ära bleibt bestehen, die Juden können nicht in ihre Wohnungen zurück, derer sie doch schändlich beraubt wurden, und der Arisierer und Räuber kann hohnlachend den fruchtlosen Bemühungen der Juden zusehen.“

Die Haltung der österreichischen Behörden in der Nachkriegszeit lässt sich als zynischer Pragmatismus beschreiben: Keinesfalls wollte man eine „Beunruhigung“ der Bevölkerung, die im Fall einer Rückgabe um ihre Mietwohnungen gefürchtet hätte, riskieren. So sparte das 3. Rückstellungsgesetz über „die Nichtigkeit von Vermögensentziehungen“ die Frage entzogener Mietwohnungen aus. Später wurden zwar Entwürfe für ein Rückstellungsgesetz zu Miet- und Bestandsrechten vorgelegt, diese wichen allerdings in einem entscheidenden Punkt von den anderen Rückstellungsgesetzen ab: sie orientierten sich nicht am Prinzip der Nichtigkeit aller unter nationalsozialistischer Herrschaft erzwungenen Rechtsgeschäfte. Mietverträge als Folge von „Arisierungen“ sollten damit nicht per se in Frage gestellt werden und nur ein eng definierter Kreis von Personen sollte antragsberechtigt sein. Beschlossen wurde das entsprechende Gesetz jedoch ohnehin nie. Auf Druck der westlichen Alliierten an den Nationalrat übermittelte Regierungsvorlagen ließ man in Unterausschüssen versanden, während sich die Regierung außenpolitisch darauf berief, ihr seien – Gewaltenteilung sei Dank! – die Hände gebunden.

Je weiter die Normalisierung der „Ehemaligen“ voranschritt und das Buhlen um die Nazi-Stimmen bei Wahlen die Parteipolitik bestimmte, desto schärfer wurde der Gegenwind, der der IKG und den Opferverbänden, die sich für eine Rückstellung von Wohnungen einsetzten, entgegenschlug. Zusätzlich machte der im Mai 1948 gegründete Schutzverband der Rückstellungsbetroffenen gegen Restitution im allgemeinen und jene von Wohnungen im Besonderen mobil. Innerhalb Österreichs musste man keine demokratischen Formalia vorschützen, hier wurde ganz offen Druck ausgeübt. Die Frage der Wohnungsrückstellung werde in der allgemeinen Meinung „entsprechend der nazistischen Propagandabehauptungen, es gehe nur um die Juden, als rein jüdische Angelegenheit“ aufgefasst, wodurch bei zu rigoroser Rückstellung „eine starke antisemitische Welle zu erwarten sei“, wurde etwa dem Bund der politisch Verfolgten bei einer Besprechung im Bundesministerium für soziale Verwaltung am 28. Jänner 1948 beschieden. 1955 sollte Bundeskanzler Raab gegenüber dem Amtsdirektor der IKG, Wilhelm Krell, das vermeintliche „Argument“ zur offenen Drohung umformulieren: „Ja wollen Sie denn das Gesetz wirklich? […] dann haben Sie die Feindschaft gegen Sie.“

Unrecht setzt sich durch

1953 befand die österreichische Regierung, dass nun die Zeit gekommen sei, das Thema abzuschließen: Nun war man so weit, im Gespräch mit US-Hochkommissär Llewellyn Thompson eine gesetzliche Regelung zur Wohnungsrückgabe rundweg abzulehnen, würde diese doch „jetzt nach 16 Jahren“ im Land „eine große Unruhe erzeugen“ wie Bundeskanzler Leopold Figl im Ministerrat erläuterte. So wurde die eigene Untätigkeit zum Argument dafür, das Unrecht auch weiterhin bestehen zu lassen.

Dass dieses Unrecht auch „nach 16 Jahren“ für die jüdischen Opfer extreme Folgen hatte, zeigt ein Memorandum des Joint Executive Board for Jewish Claims on Austria aus demselben Jahr. Darin wird festgehalten, dass „von den 1953 in Wien lebenden 9.100 Juden 800 Personen „unter sehr schwierigen Untermietverhältnissen“ und weitere 800 „in unerträglichen Untermieten oder in Rückkehrerlagern oder sogar in Obdachlosenherbergen“ lebten. Für diese 1.600 Menschen – teils Familien, teils Alleinstehende – errechnete sich ein Wohnungsbedarf von 1.000 Wohnungen. Die Verhandler_innen der jüdischen Organisationen erklärten weiter, auf ein Gesetz zur Wohnungsrückstellung verzichten zu können, wenn diese 1.000 Wohnungen bis Ende 1956 jüdischen Wohnungsbedürftigen

zugewiesen würden. Doch selbst diese Minimalforderung scheiterte an der bewährten Taktik österreichischer Behörden, Zuständigkeiten und Verantwortung von einer Stelle zur nächsten – zwischen Ministerien, zu diversen Abteilungen der Stadt Wien und wieder zurück – zu jonglieren, so dass letztlich niemand für eine Lösung verantwortlich schien.

1959 gelang es der österreichischen Regierung das Thema auch außenpolitisch zu begraben: Artikel 26 des Staatsvertrages verpflichtet Österreich geraubte „Vermögenschaften, gesetzliche Rechte oder Interessen […] zurückzugeben und diese gesetzlichen Rechte und Interessen mit allem Zubehör wiederherzustellen“ bzw. – sollte dies nicht möglich sein – Entschädigung zu leisten. In einem Notenwechsel zur Durchsetzung dieses Artikels gaben sich die Westalliierten jedoch letztlich mit einer sehr allgemeinen und unverbindlichen Zusage Österreichs, Rückkehrer_innen zu unterstützen, zufrieden. Es war eine Leerformel gefunden, die Österreich in Bezug auf das fortbestehende Unrecht zu nichts verpflichtete. Das Kalkül der bürokratischen Verschleppung war aufgegangen, hatte Finanzminister Reinhard Kamitz doch schon im Jahr davor darauf hingewiesen, dass die jüdischen Organisationen nie „befriedigt“ sein würden. „Wenn aber der diplomatische Druck wegfällt, halte ich die Bedeutung dieser Interventionen nicht mehr für entscheidend.“

Die Geschichte der „arisierten“ Mietwohnungen erscheint als Lehrstück antisemitischer Kontinuität in Österreich: Die Geschichte des Wohnungsraubes zeigt die Begeisterung, mit der viele „arische“ Wiener_innen sich an der Gewalt gegen ihre jüdischen Nachbar_innen beteiligten, sobald ein wohlwollender Staat ihnen die Chance dazu bot. Zugleich war im Zuge der Verfolgung der Verlust der eigenen Wohnung ein zentraler Schritt auf dem Weg von der Entrechtung zu den Deportationen, indem er den Behörden erlaubte, die Wohnsituation von Jüdinnen_Juden zunehmend genauer zu kontrollieren. Die verhinderte Rückstellung nach 1945 zeigt, wie sehr Österreich sich weigerte, Verantwortung zu übernehmen. Die Rückgabe von „arisierten“ Mietwohnungen wurde außenpolitisch mit zum Teil geradezu skurrilen Argumenten verschleppt, während gegenüber Vertreter_innen von jüdischen und Opferverbänden die bei einer Rückgabe zu erwartenden antisemitischen Reaktionen unverhohlen als Drohung eingesetzt wurden – ganz so als habe die Politik der Regierung damit nicht das Geringste zu tun. Möglich war das aufgrund der fortwährenden antisemitischen Trennung zwischen „denen, den Jüdinnen_Juden“ einerseits und „unseren Leuten (Nazis inklusive)“ andererseits. Während es um jeden Preis galt „Unruhe“ in der Bevölkerung über einen möglicherweise drohenden Verlust der „arisierten“ Wohnung zu verhindern, spielte das Leid der Überlebenden, denen eben jene Wohnungen brutal geraubt worden waren, keine Rolle.

Quellen:

- Georg Graf, Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Susanne Kowarc (2004): „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien. Historikerkommission Band 14, Oldenbourg Verlag
- DÖW (Hg.) (1992): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten (Reihe: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 3). ÖBV; insbesondere: Willy Müller (S. 127ff & 391ff), Lotte Freiberger (S. 197ff), „Karl Jelinek“ (S. 225ff)
- Gerti Zupanich, Charlotte Rastl (ca. 2010). Interview mit Lotte Freiberger im Rahmen des ewa-Projekts. *archiv.zawiw.de/sites/ew.zawiw.de/details-896/items/interview-with-lotte-freiberger.html* (Deutschsprachig als PDF-Download)
- Herbert Exenberger, Johann Koß, Brigitte Ungar-Klein (1996): Kündigungsgrund Nicht-Arier. Die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Wiener Gemeindebauten in den Jahren 1938/39, Picus Verlag

3

Willy Müller: Illegal nach Palästina

Wird heute über Israel diskutiert, ist schnell vom „Kolonialismus“ die Rede – ganz so als seien Jüdinnen_Juden mit dem Ziel, sich Land anzueignen und Palästinenser_innen auszubeuten, nach Palästina aufgebrochen. Die vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands aufgezeichnete Fluchtgeschichte von Willy Müller zeigt eine ganz andere Wirklichkeit.

Willy Müller wird am 11.12.1924 in eine assimilierte jüdische Familie geboren, die im 18. Wiener Gemeindebezirk wohnt. Sein Vater arbeitet als Bankbeamter. Willy Müllers detaillierte Erinnerungen führen die Jahre 1938/1939 in Wien aus der Perspektive eines Jugendlichen vor Augen. Nach der NS-Machtübernahme muss er die Schule verlassen und wird für den Rest des Semesters in eine sogenannte Sammelschule im 9. Bezirk (Währinger Straße 43) eingewiesen. Im Unterschied zu anderen Standorten, an denen gekündigte jüdische Lehrer_innen unterrichteten, erinnern sich Zeitzeugen daran, hier von überzeugten Nationalsozialisten unterrichtet worden zu sein.

> „Als der ‚Anschluß‘ kam, war ich in der vierten Hauptschulklasse. Ich wurde mit einem zweiten jüdischen Mitschüler aus der Klasse entfernt. Nach einigen Wochen ‚Schulfreiheit‘ wurden wir in eine Schule im 9. Bezirk überstellt, die eine Sammelschule für Juden des 8., 9., 18. und 19. Bezirks [Anm.: nach anderen Angaben 9., 18., 19. und 20. Bezirk] war und sich Ecke Währingerstraße und Spitalgasse befand. Sehr ‚angenehm‘ war zu diesem Zeitpunkt, daß im Vordertrakt dieses Gebäudes die Österreichische Legion, d.h. die ehemaligen illegalen Nazis, die aus Deutschland zurückgekommen sind, einquartiert waren, während unsere Schule im Hintertrakt war. Zu diesem Zeitpunkt war schon kein Lehrunterricht mehr, das einzige was wir von unseren acht Lehrern zu hören bekommen haben, war die angebliche Schuld der Juden am verlorenen Ersten Weltkrieg, an der Arbeitslosigkeit und allem Unangenehmen der Zwischenkriegszeit. Wir wurden sozusagen dafür verantwortlich gemacht. Wir waren schuld, denn es waren z.B. die jüdischen Lieferanten, die das Heer schlecht beliefert haben. Statt Lehrunterricht haben wir nur ‚Stürmer-Propaganda‘ zu hören bekommen. Das waren christliche Lehrer, brave Parteigenossen. Wir waren damals in der vierten Hauptschule eine komplette Klasse, ca. 25-30 Schüler, aus diesen vier Bezirken.“

Ab dem Frühherbst treffen Übergriffe Familie Müller unmittelbar: Im September 1938, rund um die jüdischen Feiertage, erscheinen in der Nacht in der Wohnung Nazis und

teilen dem Vater mit, „daß wir sofort am nächsten Tag Wien zu verlassen haben.“ Sie behaupteten am Franz-Josef-Bahnhof und am Nordwestbahnhof würden zwischen 8 und 10 Uhr Züge für die Abschiebung ins Ausland bereitstehen. Es handelte sich, in Willy Müllers Worten, um ein „Latrinengerücht“ – am nächsten Tag auf der Wachstube heißt es, es sei „alles in Ordnung“. Willy Müller führt nicht aus, in welche Angst das „Latrinengerücht“ die Familie versetzt haben muss.

Das einschneidendste Datum stellt der 10. November dar, an dem Willy Müllers Vater inhaftiert wird (siehe Artikel „Notarrest“ – Lohner Hof – Pramergasse 10). Gerade an diesem Tag startete auch Willys erster, über die IKG organisierter Umschulungskurs bei einem Schlossermeister im 20. Bezirk. „Wie ich am 11. November hingekommen bin, um den Kurs fortzusetzen, war diese Werkstätte schon versiegelt und der gute Mann ‚hopsgenommen‘.“ Doch schon am 10. November,

> „am Rückweg aus der Schlosserei, wo ich meinen ersten Kurstag gehabt habe, habe ich ein ziemlich deprimierendes Gespräch gehört, in der Straßenbahn, wo sich ein Polizist mit einem anderen unterhalten hat und gesagt hat: ‚Ja, da haben sie jetzt bei den Juden die Tempel angezündet. Da haben sie uns geholt, daß wir da Ordnung machen, wir waren dann auch dabei bei der Hetz‘. Die haben, statt irgendwie Ordnung zu machen, schön brav mitgeholfen.“

Willys Vater entgeht der Deportation nach Dachau und wird nach acht Tagen freigelassen.

> „Da hat er uns ganz kurz, unter Schock stehend, erzählt, daß er zum Schluß in der Kenyongasse war, das war ein ehemaliges Kloster, von dort ist er entlassen worden, nachdem er unterschrieben hat, das deutsche Reichsgebiet bis 31.1.1939 zu verlassen und kein Wort zu verlieren, über das, was er gesehen oder gehört hat.“

Zu dieser Zeit wird auch die Wohnung im 18. Bezirk mit 3-monatiger Frist gekündigt, die vierköpfige Familie findet schließlich zwei Untermietzimmer in der Berggasse im 9. Bezirk. Das Jahr 1939 ist von der verzweifelten Suche nach einer – irgendeiner – Möglichkeit zur Ausreise für den Vater geprägt. Willy soll, wenn irgendwie möglich, mitkommen. Der Jugendliche glaubt damals fest, dass Mutter und Großmutter als Pensionistinnen „sowieso nichts passieren kann“. Die Amtswege sind ein Spießrutenlauf – bis ein Visum (irgendein Visum) ausgestellt ist, ist die erforderliche „Steuerunbedenklichkeitserklärung“ wieder abgelaufen, ist diese erneuert, läuft das Visum wieder ab. Die mit 31.1.1939 gesetzte Frist ist längst abgelaufen, der Vater muss daher wieder und wieder Ansuchen an die Gestapo stellen „und dann im Hotel Metropol, in der Gestapo-Zentrale, vorsprechen, mit Vorlagen, was er schon unternommen hat, und warum er noch immer auf deutschem Reichsgebiet ist.“

Mit Beginn der sogenannten Nisko-Transporte (Deportationen nach Nisko am San, Oktober 1939) wird die Situation in Wien immer prekärer. Die Anmeldung für einen illegalen (und mit hohen Kosten verbundenen) Transport nach Palästina bietet die einzige Möglichkeit die Deportation für den Moment abzuwenden.

> „Wir hatten in unserem Paß ein Visum für irgendeinen südamerikanischen Staat. Ich weiß nicht mehr genau, welcher Staat es war. Jedenfalls haben die Botschafter oder die Konsuln damals in Wien daran verdient, diese Visa auszustellen, weil sie gewußt haben, daß diese Leute die Visa zwar in den Reisepaß bekommen, aber nie im Leben diese Staaten betreten werden. Das Programm war, daß wir Österreich – pardon, Deutschland – verlassen, und zwar in kleinen Gruppen, und daß sich der Transport in Preßburg, dem damaligen Bratislava, sammeln wird, und wir gemeinsam die Donau abwärts fahren werden und dann mit Hochseeschiffen versuchen, illegal nach Palästina einzureisen. Wir haben am 29. Dezember 1939 Wien verlassen.“

Es beginnt eine Odyssee. Zunächst müssen die ausreisewilligen Wiener_innen mehr als acht Monate in einem Lager am Stadtrand von Bratislava ausharren, bevor im September 1940 die Reise auf schrottreifen, schlecht ausgerüsteten und überfüllten Schiffen beginnen kann. Erst geht es die Donau hinunter bis zum Schwarzen Meer, dort stechen die etwa 3.500 Geflüchteten in drei kaum noch seetauglichen „schwimmenden Särgen“ (der Pacific, auf der sich Willy und sein Vater befinden, der Atlantic und der Milos) Richtung Mittelmeer in See. Mehrfach muss angelegt werden um dringend benötigte Vorräte und Treibstoff an Bord zu nehmen – und die bulgarischen Behörden nutzen einen solchen Stopp um noch 40 Flüchtende mehr auf der Pacific einzuquartieren. Am 1. November fährt die Pacific „noch mit eigener Kraft, die blauweiße Fahne mit dem Davidstern am Mast flatternd, in die Bucht von Haifa ein. Um aber bis Haifa zu kommen, wurden die Rettungsboote, Teile der Reling sowie anderes Material verheizt, um genügend Dampf im Kessel zu haben.“

Hier wartet allerdings eine bittere Enttäuschung auf die Geflüchteten: Anstatt in Palästina anzukommen, werden die Passagier_innen von der britischen Kolonialmacht auf das Schiff Patria transferiert, mit dem sie nach Mauritius abgeschoben werden sollen. Ursprünglich als ziviler französischer Hochseedampfer gebaut, war die Patria für 805 Personen (inklusive Crew) zugelassen. Nach der Requirierung als britischer Truppentransporter wurde die Genehmigung auf 1.600 Truppenangehörige (exklusive Crew) aufgestockt – nun sollten an die 2.500 Jüdinnen_Juden auf dem Schiff transportiert werden.

Etwas mehr als 1.800 Passagier_innen waren bereits an Bord – der Transport von der zuletzt nach Haifa geschleppten Atlantic hatte gerade erst begonnen –, als am 25. November gegen 10:00 Uhr eine von der Hagana, der jüdischen Untergrundarmee, gelegte Bombe die Seitenwand des Schiffes zerreißt. Dieses kippt daraufhin in nur 16 Minuten zur Seite und sinkt, so weit es das nicht sehr tiefe Wasser der Hafenbucht zulässt. Ziel des Anschlags war es gewesen, die Maschinen des Schiffes zu beschädigen, um es am Auslaufen zu hindern, doch die Bombe war falsch berechnet bzw. der schlechte Zustand der Patria



Flüchtlinge auf der „Atlantic“.

nicht ausreichend berücksichtigt worden. Willy Müller und sein Vater haben Glück. Sie befinden sich zwar im Schiffsinneren, doch gelingt es ihnen mit einer Gruppe von Menschen einen Raum an der nun oben liegenden Seitenwand zu erreichen und durch ein Fenster hinauszugelangen.

Etwa 260 Personen verlieren bei dem Anschlag ihr Leben, darunter ca. 200 jüdische Geflüchtete und etwa 50 Besatzungsmitglieder und britische Polizei.[1] 172 Personen werden verletzt. Die Überlebenden werden großteils unter militärischer Bewachung ins Internierungslager Athlit (etwa 25 Kilometer südlich von Haifa) gebracht, wo Willy Müller mehr als sechs Monate inhaftiert bleibt. Nach seiner Freilassung schließt er sich einer Jugendgruppe an, mit der er in einen Kibbuz in der Nähe von Nazareth gelangt. Im Dezember 1942 meldet er sich – gerade 18 Jahre geworden – freiwillig zum britischen Militär. Er absolviert Kriegseinsätze v.a. in Italien und meldet sich 1944, sofort nach deren Aufstellung, zur Jewish Brigade.

Willy Müllers ältere, vor dem Krieg in Frankreich lebende Schwester wird im März 1944 in Lyon verhaftet, am 13. April 1944 über das Internierungslager Drancy nach Auschwitz deportiert und muss von November 1944 bis April 1945 Zwangsarbeit in der DKW-Fabrik[2] in Zschopau (Sachsen) leisten. Ihr gelingt schließlich durch einen Sprung aus dem fahrenden Zug die Flucht. Am 24. Mai kehrt sie nach Lyon zurück und ist in der Nachkriegszeit in Frankreich gegen Faschismus aktiv. Auch ihr Ehemann wird im Juli 1944 via Drancy nach Auschwitz deportiert, von dort nach Mauthausen „evakuiert“ und schließlich in Ebensee von der US-Armee befreit. Er kehrt nach längerem Spitalsaufenthalt am 24. Juli nach Lyon zurück. Willy Müllers Großmutter war im August 1940 noch in Wien verstorben. Während Willy und sein Vater im nur 50 Kilometer entfernten Bratislava auf die Abfahrt der Schiffe hoffen, gibt es für seine Mutter, die die über 80-Jährige nicht alleine lassen wollte, nun keine Möglichkeit mehr zur Ausreise. Sie wird im Mai 1942 nach Minsk deportiert und höchstwahrscheinlich in Maly Trostinec ermordet. Willy Müller muss davon in brutalem Beamtendeutsch erfahren: „Bei meinen späteren Nachforschungen war die Auskunft des Wiener Zentralmeldeamtes: 20.5.1942 nach Minsk ABGEMELDET.“

Fußnoten:

1 Der DÖW-Band „Erzählte Geschichte“ enthält einen zweiten Zeitzeuginnenbericht von ‚Maria Kremser‘ (Pseudonym) zur Flucht über die Donau und den Ereignissen auf der Patria. Maria Kremser verliert bei dem Anschlag ihren etwa 16-jährigen Sohn. Im Unterschied zu Willy Müller hätte sie gar nichts gegen eine Weiterfahrt nach Mauritius einzuwenden gehabt. „Wir haben gesagt, wir haben weder in Mauritius jemanden noch in Palästina. Wir hätten also noch eine schöne Reise mit dem Schiff gehabt, mit der ‚Patria‘, uns hätte das nichts ausgemacht. Uns war wichtig, daß wir irgendwo landen, nicht?“ (S. 390)

2 DKW stand ursprünglich für „Dampfkraftwagen“. Im Werk in Zschopau wurden vor dem Krieg und erneut in der DDR zivile Motorräder gefertigt. Während des Krieges war das Werk Teil der Rüstungsindustrie, es wurden Motorräder und andere Geräte für die Wehrmacht hergestellt.

Quelle:

- DÖW (Hg.) (1992): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten (Reihe: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 3). ÖBV, 127ff, 391ff.



Lotte Freiberger mit ihren Eltern, 1939.

Lotte Freiberger: „Eine gewisse Verpflichtung“

Lotte Freiberger (verheiratete Rybarski) ist vielen Teilnehmer_innen unserer Rundgänge und Leser_innen unserer Broschüren bekannt: Nicht nur haben wir bereits mehrfach auf sie verwiesen (siehe v.a. Zeitzeuginnengespräch mit Lotte Freiberger in der Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang 2018 in Meidling), viel wichtiger ist, dass sie jahrzehntelang in der antifaschistischen Arbeit beim Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands engagiert war. „Mein Grund, dort ehrenamtlich zu recherchieren, Beweisstücke zu finden und zu ordnen, war und ist, dass wir ZeitzeugInnen eine gewisse Verpflichtung haben, alles der Nachwelt zu erhalten und weiterzugeben. Sonst geht alles verloren“ sagte sie im Interview für das Projekt „European Women in Older Age“. Und das, obwohl sie persönlich unter der Konfrontation mit den Gräueln der NS-Verfolgung gelitten hat, weil sie dabei „die Vergangenheit wieder einholte“, wie sie in einem auf der Website der Österreichischen Mediathek abrufbaren Gespräch bemerkt.

Lotte Freibergers (Über-)Lebensgeschichte ist bemerkenswert. Als Tochter einer sogenannten Mischehe waren sie und ihr Vater während des Nationalsozialismus in dauernder Gefahr, während ihre Mutter alles tat, um die Familie zu schützen und solange wie möglich einen Anflug von Normalität – heimliche Kinobesuche oder ein Tortenstück aus der Konditorei Demel – aufrechtzuerhalten.

Mit dem 9. Bezirk ist Lotte Freiberger durch die „Zeit der Wohngemeinschaften“, wie sie es später nannte, verbunden. Nachdem die Familie aus ihrer Wohnung im 12.



2020 schenkte Lotte Freiberger ihren gelben Stern dem Haus der Geschichte Österreichs.

Bezirk vertrieben wurde, lebte sie mit verschiedenen Verwandten ebenso wie mit fremden Personen in immer beengteren Verhältnissen, u.a. in der Grünentorgasse am Alsergrund. Besonders drastisch schildert sie in vielen Gesprächen die Deportationen; das Auftauchen von SS bzw. sogenannten Aushebern in den Wohnungen, den Abtransport von Verwandten und Mitbewohner_innen, das Verschwinden von Kolleginnen an der Zwangsarbeitsstätte und von jüdischen Freund_innen. Dreimal standen Beamte in der Wohnung, um Lotte abzuholen, dreimal fällte die NS-Bürokratie im letzten Moment die Entscheidung, sie doch bleiben zu lassen. Lotte war mutig, und dieser Mut – die Entscheidung, den Stern abzunehmen und den tief gelegenen, für Jüdinnen_Juden verbotenen, Keller der IKG aufzusuchen – rettete ihr während eines Bombenangriffs das Leben. 2020 schenkte sie ihren mit Schuhpasta dunkel geputzten, durch Häkchen rasch abnehmbaren gelben Stern dem Haus der Geschichte Österreichs.

Familie Freiberger überlebte in Wien. Durch die Verfolgung, die dauernden Umzüge und schließlich einen Bombentreffer verlor die Familie jedoch alles und war 1945 ohne Wohnung. „Nicht ein Taschentuch haben wir gehabt“, erinnert sich Lotte später. Von der Gemeinde Wien wird der Familie eine Wohnung im 6. Bezirk zugewiesen, in der zuvor der, in den Mord an Dollfuß verwickelte und dafür mit dem „Blutorden“ ausgezeichnete, NS-Verbrecher Otto Grylka wohnte. Im Interview erzählt Lotte Freiberger von den NS-Devotionalien, die sie in der Wohnung fanden: neben dem Orden („[…] ganz ‚herrlich‘ in rotem Leder gebunden – so etwas in der Hand zu haben – schrecklich!“) waren darunter auch Tagebücher und Briefe des Nazi-Verbrechers. Sie erzählt auch von den Anfeindungen, denen die Familie im Haus ausgesetzt war und von einer Hausdurchsuchung, die vermutlich der aus Glasenbach (Internierungslager für Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher) zurückgekehrte und unter falschem Namen in Wien lebende Grylka über seine ehemaligen Polizeikollegen veranlasst hatte. Das belastende Material hatten die Freibergers damals allerdings bereits der Polizei übergeben.

Noch bezeichnender ist aber ein anderer Aspekt: Während sich die Ariseur_innen in vielen Wiener Wohnungen weiterhin unbehelligt breitmachten, unterzeichnete Lottes Vater nur einen provisorischen Mietvertrag – denn sollten die 1938 aus der Wohnung vertriebenen jüdischen Mieter_innen sich melden, „dann ziehen wir sofort aus der Wohnung aus.“

Lotte Freiberger starb am 8. Dezember 2023 in Wien.

Quellen:

- DÖW (Hg.) (1992): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten (Reihe: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 3). ÖBV; S. 197ff
- Gerti Zupanich, Charlotte Rastl (ca. 2010). Interview mit Lotte Freiberger im Rahmen des ewa-Projekts. *archiv.zawiw.de/sites/ew.zawiw.de/details-896/items/interview-with-lotte-freiberger.html* (Deutschsprachig als PDF-Download)
- Nachruf DÖW: *www.doew.at/neues/archiv-2016-2023/nachruf-auf-lotte-rybarski-geb-freiberger*
- Nachruf Haus der Geschichte Österreich: *hdgoe.at/rybarski*

Audio Interviews:

- *www.weitererzaehlen.at/interviews/lotte-freiberger* (31 Min.)
- *www.mediathek.at/portalsuche/* (nach „Freiberger“ suchen; kurze Interview-Auszüge)

Lisbeth Weisz

2024 wurde vor dem Haus Servitengasse 5 ein Stein der Erinnerung verlegt, der unter anderem an Lisbeth Weisz erinnert, die hier mit ihren Eltern (Helene und Max) und zwei Brüdern (Ludwig Hugo und Martin) lebte. Familie Weisz galt als liberal und assimiliert.

Lisbeth maturierte 1917 am Döblinger Gymnasium, fünf Jahre später begann sie als Fürsorgerin für die Stadt Wien zu arbeiten. Aufgrund ihrer „großen Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft“ war sie „allgemein beliebt“, wie ihre jüngere Kollegin und enge Freundin Maria Hofbauer später berichtete. 1938 wurde Lisbeth von der Gemeinde Wien nach 16 Dienstjahren zwangspensioniert. Während ihre Brüder bereits 1932 und 1938 ins Ausland emigrierten, blieb sie mit ihren Eltern in Wien. In diesem Fall war es nicht so sehr die finanzielle Situation, sondern ein Herzleiden der Mutter, das eine Ausreise verunmöglichte.

Ebenso wie ihre Brüder war Lisbeth 1929 aus der IKG ausgetreten, trat allerdings 1934 wieder ein und schließlich im Dezember 1939 nochmals aus. Zu diesem Zeitpunkt ließ sie sich christlich taufen und begann unter dem neu angenommenen Vornamen Elisabeth Maria bei der *Erzbischöflichen Hilfsstelle für nichtarische Katholiken* mitzuarbeiten. Auch die Eltern hatten sich 1940 noch katholisch taufen lassen, doch bot die Konversion keinerlei Schutz. Während Helene Weisz im Februar 1940 noch in der eigenen Wohnung starb, musste Max Weisz ab Februar 1941 in einer

„Sammelwohnung“ in der Schwarzspanierstraße 15 leben, in der er Anfang 1942 verstarb. Lisbeth Weisz war ebenfalls in dieser Wohnung gemeldet, war jedoch zeitweise bei ihrer ehemaligen Kollegin Maria Hofbauer versteckt. Am 2. April 1942 wurde sie von der Gestapo festgenommen.

Die beiden Freundinnen sahen sich ein letztes Mal bei einer polizeilichen Gegenüberstellung im Hauptquartier der Gestapo am Morzinplatz. Eine Woche später wurde Lisbeth Weisz vom Aspangbahnhof in das Ghetto Izbica, im heutigen Polen, deportiert. Von Izbica aus erfolgte die Deportation in das Ghetto Lublin, wo sie im August 1942 unter nicht restlos geklärten Umständen ermordet wurde. Möglicherweise wurden ihr die Briefe zum Verhängnis, die sie verbotenerweise unter falschem Namen nach Wien schickte – eindeutig lässt sich das jedoch nicht beantworten, da immer wieder willkürliche Erschießungen stattfanden.

Quellen:

- Ausführliche Biographie in: Messinger, Irene (2026): Pionierinnen und Grenzgängerinnen der Sozialen Arbeit. 80 Biografien verfolgter Fürsorgerinnen in Wien. 1934–1945. Nomos. S. 519-524. *www.inlibra.com/de/document/view/pdf/uuid/17cb316c-a453-3de0-9a3d-9eec08c39aa3?page=1&toc=5842076*
- Text von Ingo Grumiller (Ziehsohn von Martin Weisz) in: Steine der Erinnerung (2025): Stationen der Erinnerung im Alsergrund. 7. Teil. S. 45-47. *steinedererinnerung.net/wp-content/uploads/9_Broschuere_7-2025_last-version.pdf*

Servitengasse 4a

Die jüdische Geschichte und Verfolgungsgeschichte ist dank des Engagements der Initiative „Servitengasse 1938. Spurensuche in der Nachbarschaft“ besonders gut erforscht. Zum Haus Servitengasse 4a ist daher Folgendes bekannt:

„Beim Haus Servitengasse 4a fällt besonders auf, dass die jüdischen MieterInnen sehr bald nach der Annexion Österreichs aus ihren Wohnungen ausziehen mussten. Anders als in den Nachbarhäusern, in denen teilweise bis 1942 noch Juden wohnten, wurden in der Servitengasse 4a am 10. November 1938, also während des berüchtigten Novemberpogroms, die letzten jüdischen BewohnerInnen aus ihren Wohnungen gezwungen. Die Meldedaten lassen vermuten, dass die jüdischen MieterInnen in diesem Haus besonders massivem Druck ausgesetzt waren, ihre Wohnungen zu verlassen. Ein Blick in das Grundbuch bestätigt den Verdacht: Das Engagement, das Haus sobald wie möglich „judenrein“ zu machen, ging offensichtlich von den Hausbesitzern aus. Eigentümerin des Hauses war seit 1932 die „Vereinigung der Bundeskriminalbeamten Österreichs“, am 23. September 1938 ging das Gebäude in das Eigentum des „Kameradschaftsbundes Deutscher Polizeibeamten“ über, der offensichtlich ein besonders großes Interesse an einem „rein arischen“ Haus hatte. Dies erklärt auch die Tatsache, weshalb in diesem Gebäude keine Sammelwohnungen für Juden und Jüdinnen eingerichtet wurden.“

Übernommen aus: Birgit Johler / Maria Fritsche (Hg.): 1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien: Mandelbaum 2007

Adolf Kurt Placzek und das Wasagymnasium

Drüben war der Himmel blauer gewesen, und sanfter, und klarer. Das Gras war hier grün: Aber bei uns, bei uns, ihr hättet es sehen sollen, bei uns war es goldgrün. Es war ein Traumland: Denn niemals in der Wirklichkeit waren der Himmel jemals so blau und das Gras jemals so grün gewesen, ein Es-war-einmal-Land, das in Wahrheit ein Niemals-mehr-wieder-Land war.

Wiener Gespenster

Adolf K. Placzek, geboren am 9. März 1913 in Wien, gestorben am 19. März 2000 in New York, lebte in der Wasagasse 2, im 9. Bezirk. Seine gutbürgerliche Familie wohnte damit in unmittelbarer Nähe des Wasagymnasiums in der Wasagasse 10, das er später selbst besuchte. Das ehemalige Maximilia-Gymnasium, eine Schule für Buben, war ein bedeutender Bildungsort des jüdischen Bürgertums am Alsergrund. Im Jahr 1938 stammte etwa die Hälfte der Schüler aus jüdischen Familien. Zu den berühmt gewordenen Schülern zählen unter anderem Erich Fried, Stefan Zweig, Marcel Prawy, Friedrich Torberg, Julius Tandler und Ari Rath.

Adolf K. Placzek maturierte 1931 am Wasagymnasium und begann anschließend ein Medizinstudium an der Universität Wien. Dieses brach er nach drei Jahren ab, um an der Philosophischen Fakultät Kunstgeschichte zu studieren. Nach dem „Anschluss“ im März 1938 schaffte er es als einer der ganz wenigen jüdischen Student*innen, zumindest formell noch im Sommersemester inskribiert zu bleiben. Er stand kurz vor der Dissertation und beantragte, im Rahmen des für jüdische Studierende geltenden Numerus clausus von zwei Prozent, zumindest noch drei Monate weiterstudieren zu dürfen. Das Ansuchen wurde abgelehnt und er konnte sein Studium nicht abschließen.

Im Mai 1939 floh er nach England und emigrierte im Mai 1940 über Liverpool in die USA. Ab 1941 studierte er an der Columbia University Library School Bibliothekswissenschaften und promovierte dort 1942. Später wurde er Direktor der größten und renommiertesten amerikanischen Kunst- und Architekturbibliothek, die er ab 1960 weiter auf- und ausbaute. Auch nach seiner Pensionierung im Jahr 1980 publizierte er noch maßgebliche Werke zur US-amerikanischen Architekturgeschichte.

In erster Ehe war Adolf K. Placzek mit der Dichterin Joyce Anstruther verheiratet, die unter dem Pseudonym Jan Struther schrieb. Sie starb bereits 1953 und in zweiter Ehe heiratete er Laura Beverley Kalitinsky Robinson, die Übersetzerin von Margarete und Alexander Mitscherlichs Buch *Die Unfähigkeit zu trauern*. Erst kurz vor seinem Tod im Jahr 2000 begann er selbst literarisch zu schreiben. 1999 erschien die Erzählung *Traumfahrt mit der Familie*, ein Jahr später sein Buch *Wiener Gespenster*. Sein

Die Wiener Bilder in New York Metropolitan Museum, Frühling 1950

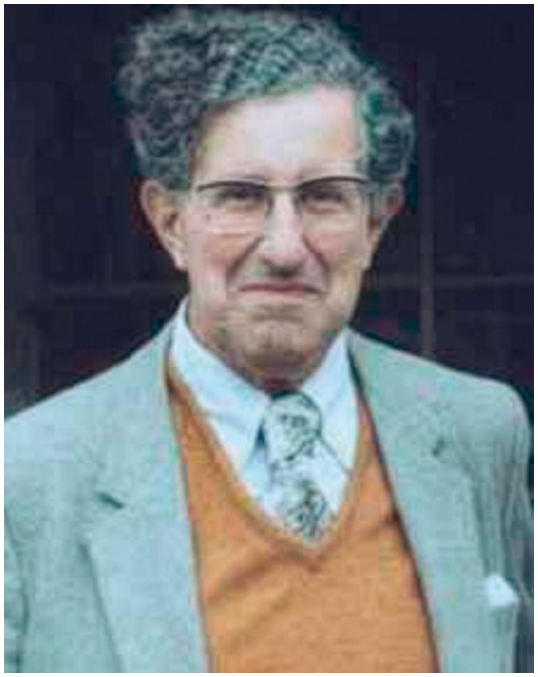
Aus: Wiener Gespenster

„Nein, sowas! – Wenn das nicht der Doktor Pollack ist! Da steht er wieder vor mir und schaut mich an, so wie vor zwölf Jahren. Ich bin noch immer ein junges Gemälde – obgleich ein Spätwerk, wie er zu sagen pflegte, er aber ist ein alter Mann geworden. Mich haben sie gesäubert als sie mich aus dem Salzbergwerk hervorzogen, ihn aber hat keine verjüngende Hand berührt. Seine Glatze reicht nun bis an den Hinterkopf, sein Bauch ist dicker, seine Wangen sind schlaffer und sein Anzug ist sehr abgetragen. Wie auffällig diese europäischen Anzüge in New York sind. Er hätte sich einen amerikanischen Anzug kaufen sollen. Aber vielleicht hat er kein Geld. Schon in Wien war Kunsthistoriker kein einträglicher Beruf. Ob er wohl noch immer über die Meister der Spätrenaissance schreibt? Grüß Sie Gott, Doktor Pollack. Es tut mir leid, dass wir nicht mehr Zeitgenossen sind – daß Sie spät und ich früh bin. Hören Sie mich? Wahrscheinlich nicht. Es ist schade, daß wir uns nicht verständigen können. Wir konnten nie miteinander reden, nicht einmal damals, im Kunsthistorischen Museum, als Sie stundenlang so verzückt vor mir standen und unsinnige Worte murmelten wie „Raum“ und „Gleichgewicht“ und „Kunstwollen“. Und jetzt stehen Sie wieder vor mir, aber die Verzückung scheint sich bei Ihnen nicht einstellen zu wollen. Bin ich weniger schön? Man hat mich doch gesäubert! Oder sind Sie weniger empfänglich? Leicht möglich, mit so einem Bauch und so einem abgetragenen Anzug. Oder sind zu viele Leute um Sie herum und vor Ihrer Nase und stoßen von hinten und vorne in Sie hinein? So was von einem Gedränge hab‘ ich ja mein Lebtag nicht gesehen. Sagen wir also, es sind zu viele Leute, um sich zu sammeln. Was, Sie bewegen nicht einmal die Lippen? Das Wort „Raum“ drängt sich Ihnen nicht auf? Sie sind aber wirklich alt geworden, Hergott noch einmal! Was haben Sie eigentlich gemacht, seit 1938? Sind Sie im Konzentrationslager gewesen? Besser im Konzentrationslager als im Salzbergwerk, kann ich Ihnen sagen. Und dann? Wann sind Sie hierhergekommen? Das ist schon eine elegante Stadt, dieses New York. Diese Nerzmäntel und Seidenkleider, diese gebügelten dunklen Anzüge – außer dem Ihren natürlich, denn er ist schäbig. Was haben Sie also gemacht? Die Kunstgeschichte haben Sie scheinbar aufgegeben. Das ist aber schade – Sie waren sicher ein guter Gelehrter, sonst wären Sie nicht so lange vor mir gestanden, seinerzeit vor 1938.

Und jetzt fängt er zu weinen an, der Doktor Pollack. Das kann einen ja ganz verlegen machen, daß ist mir seit dreihundert Jahren nicht mehr passiert. Warum weint er denn, der alte Mann? Weil ich einmal sein Lieblingsbild war? Er war auch mein Lieblingskunsthistoriker, und ich wein‘ nicht. Ich versteh‘ die Leute hier nicht. Die Fremden kommen in Massen und steh‘n Schlange bis auf den Gang und schauen mich dann gar nicht mehr an, und die paar Freunde von drüben kommen her und sind fadenscheinig und wie Fremde und haben die vertrauten Worte vergessen.

Na, jetzt hat er sich wieder derfangen. Jetzt schnäuzt er sich und geht weiter. Sie sind treulos, Doktor Pollack – ich hab‘ Sie im Verdacht, daß Sie sich jetzt den Vermeer anschauen gehen. Alle Welt ist verrückt nach dem Vermeer, er ist neuerlich in Mode. Wann seh‘ ich Sie wieder, Herr Doktor? Die alten Freundschaften sind zerbrochen, die alten Erinnerungen sind übermalt und verdunkelt, die Jahre liegen dazwischen, mit der Verschiedenheit ihrer Leiden, die Konzentrationslager und die Salzbergwerke, die Verbannung und das Verstecktsein, die vielen bitteren Jahre – nein, keiner kann sie ungescheh‘n machen, auch wenn wir es versuchen. Leben Sie wohl Doktor Pollack, und Glück auf den Weg!“

Thema war das Leben im Spannungsfeld zwischen verlorener Heimat, Vertreibung durch die Nationalsozialist*innen und dem Fremdsein im US-amerikanischen Exil.



Adolf Kurt Placzek (1913 - 2000).

Seine ehemalige Schule in der Wasagasse 10 wurde im Frühjahr 1938 von der Gauleitung Niederdonau beschlagnahmt und geschlossen. Nichtjüdische Schüler wurden anderen Gymnasien, unter anderem im 1. und 19. Bezirk, zugewiesen, jüdische Schüler mussten eine Schule in der Kalvarienberggasse im 17. Bezirk besuchen. Der Besuch weiterführender Schulen wurde jüdischen Kindern und Jugendlichen allerdings bereits im April 1938 verboten. Unmittelbar nach dem Novemberpogrom 1938 erließ das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung am 15. November ein generelles Verbot, demzufolge jüdischen Schüler*innen jeglicher Besuch von öffentlichen Schulen untersagt wurde; sie durften fortan nur noch separate jüdische Volksschulen besuchen.

Das Gebäude in der Wasagasse 10 wurde erst ab 1954 wieder als, nunmehr koedukatives, Gymnasium genutzt. Im Jahr 2003 wurde auf Initiative der Lehrerin Renate Mercsanits und ihrer Schüler*innen das Schulprojekt *Erinnern* gestartet, um die Schicksale ehemaliger jüdischer Schüler zu erforschen. Das Projekt führte unter anderem zu einer Buchveröffentlichung und zur Anbringung einer Gedenktafel für die unter dem Nationalsozialismus vertriebenen, verfolgten und ermordeten Schüler und Lehrer der Schule.

Im Jahr 1993 setzte die Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien eine Initiative zur Ehrung der 1938 vertriebenen Studierenden und das Institut für Kunstgeschichte benannte Adolf K. Placzek als den ersten Betroffenen. Bei einer akademischen Feier am 19. Oktober 1993 wurde er für seine wissenschaftlichen Verdienste geehrt und symbolisch wieder in die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden aufgenommen.

Quellen:

- Renate Mercsanits (Hrsg.): Umgeschult. Von der Ausgrenzung und Vertreibung der jüdischen Schüler, Schülerinnen und Lehrer am Wasagymnasium 1938. Projektdokumentation und Erinnerungstexte. 193 S., BG Wien 9, Wien 2007
- Adolf Placzek: Wiener Gespenster, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2000



Colosseum Kino 1938.

„Arisierte“ Kinos am Alsergrund

1937 gab es in Wien über 180 Kinos mit insgesamt 26.000 Sitzplätzen, allein im Jahr 1937 besuchten 26,4 Millionen Menschen eines der vielen Kinos. Mit dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 übernahm das nationalsozialistische Regime eine lebendige Kinolandschaft, die beinahe zur Hälfte von jüdischen Unternehmer:innen (laut nationalsozialistischer Definition) geprägt war. Die Kinos bekamen eine zentrale Rolle im NS-Propagandaapparat und wurden unverzüglich dem Reichspropagandaministerium unter Joseph Goebbels unterstellt. Alle Kinokonzessionen wurden für ungültig erklärt. „Arische“ Kinobetreiber:innen erhielten in der Regel eine neue Spielbewilligung und konnten ihre Kinos weiterführen. Juden und Jüdinnen wurde mit der Einführung der Nürnberger Rassengesetzgebung untersagt, Kinos zu leiten, in ihnen beschäftigt zu sein oder sie zu besuchen.

Auf die zu „arisierenden“ Kinos gab es einen großen Andrang, es meldeten sich an die 500 Bewerber:innen. Bevorzugt wurden langjährige NS-Parteimitglieder, Juliputschisten oder deren Ehefrauen – durchwegs Nicht-Fachleute. In Wien wurden mehr als 80 Kinos ganz oder anteilsmäßig „arisiert“, fünf davon befanden sich am Alsergrund:

Das **Flieger-Kino** (Liechtensteinstraße 37, später Studio Molière und Le Studio) war ein prachtvolles Kino mit einem geräumigen Foyer und einem großen, hohen Theatersaal mit Balkon und Logen, einer automatischen Belüftung und Heizung sowie einem Fassungsvermögen von 659 Plätzen.

Nach dem „Anschluss“ 1938 durften die jüdischen Besitzer:innen Josefine und Otto Körner sowie der Geschäftsführer Hermann Körner das Kino nicht mehr betreten. Hermann und seine Frau Josefine wurden kurzfristig inhaftiert und erst nach einer Geldzahlung, die Otto Körner organisieren konnte, freigelassen. Hermann und Josefine konnten nach Kanada flüchten. Das Kino wurde von Robert Jandl und Rudolf Eder, dem ehemaligen Geschäftsführer und Gesellschafter des Kinos, „arisiert“.

Nach Kriegsende stellte Josefine Körner einen Antrag auf Rückstellung ihres Betriebs. Im Mai 1948 wurde diesem Antrag zum Teil stattgegeben, der 80%-ige Anteil Robert Jandls wurde in einem Vergleich Josefine Körner zugesprochen, 20% blieben bei Rudolf Eder.

Das **Heimat-Kino** (Porzellangasse 19, heute Schauspielhaus Wien) ging ursprünglich, so wie viele Wiener Kinos, aus einem Varieté hervor und wurde 1913 vom bekannten jüdischen Stadtbaumeister Max Schweinburg eröffnet. Das Kino hatte ein Fassungsvermögen von über 600 Plätzen; Parterre und Galerie waren mit zusätzlichen Logenplätzen ausgestattet.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen 1938 verlor Max Schweinburg sein gesamtes Vermögen. Sein Anteil am Heimatkino wurde von Alois Dworsky, einem NSDAP-Blutordensträger, besetzt. Nach dem Tod von Max Schweinburg 1943 wurde seine – nach Definition der Nationalsozialist:innen – „arische“ Frau, Anna Schweinburg, aufgefordert, einen nachträglichen Kaufvertrag mit Alois Dworsky abzuschließen, was sie verweigerte. Dieser hätte als Grundlage für die Genehmigung der „Arisierung“ durch die Vermögensverkehrsstelle gedient. Da es nie einen Kaufvertrag gab, galt das Kino nicht als „arisiert“. Alois Dworsky besaß das Kino dennoch bis Kriegsende und tauchte danach unter.

Nach Kriegsende erhielten Anna Schweinburg und ihre Nichte Ottilie die Kinokonzession für ihr Kino nicht zurück. Das Kino wurde unter die öffentliche Verwaltung von Alfred Migsch gestellt, der gleichzeitig Direktor der Kinobetriebsgesellschaft (Kiba) war, die sich im Besitz der Stadt Wien befand. Die Kinokonzessionen wurden ebenfalls vom Wiener Magistrat vergeben und – wie in vielen Fällen – erhielt auch hier die Kiba die begehrte Konzession und nicht die ursprünglichen Besitzer:innen.

Das **Kolosseum-Kino** (Nußdorfer Straße 4, heute ein Supermarkt) ging aus einem Vergnügungsetablissement mit Tanz- und Speisesälen sowie einem Theater hervor. Es war 1938 mit über 700 Plätzen das größte und beliebteste Kino im Alsergrund.

Unmittelbar nach dem „Anschluss“ 1938 versuchten die Gesellschafter:innen des Kinos, dessen drohende „Arisierung“ zu verhindern, indem sie alle jüdischen Anteilseigner:innen ersetzten. Die als „arisch“ geltende Geschäftsführerin Maria Hellmann ließ sich von ihrem jüdischen Ehemann Siegmund Hellmann scheiden, der in die USA floh. Das änderte letztendlich aber nichts. Das gut gehende Kino war für die Filmpolitik der Reichsfilmkammer (RFK) sehr wichtig und wurde den RFK-Mitarbeitern Karl Hanisch und Paul Slupetzky übergeben.

Nach Kriegsende wurde Maria Hellmann von der amerikanischen Besatzungsbehörde der Alliierten zur öffentlichen Verwalterin des Kinos ernannt. Sie stellte umgehend einen Antrag auf die erneute Verleihung der Kinokonzession, der 1948 jedoch abgewiesen wurde. Stattdessen ging die Konzession auch in diesem Fall an die gemeindeeigene Kiba, die das Kino 1953 an die ehemaligen „Ariseure“ und RFK-Mitarbeiter Karl Hanisch und Paul Slupetzky verpachtete.

Das **Mozart-Kino** (Schubertgasse 5) bestand aus mehreren zusammengelegten Wohnungen, hatte 440 Plätze und 21 Logenplätze. Geführt wurde es von den Brüdern Eugen Jenö, Max, Adolf und Alexander Wirtschafter, die auch die Kinokonzession besaßen.

1939 wurde das Kino von den NSDAP-Blutsordensträgern Friedrich Winter und Rudolf Strasser „arisiert“. Eugen Jenö flüchtete nach Tel Aviv, Max und Adolf in die USA, wo sie den Namen Worth annahmen. Alexander Wirtschafter überlebte die NS-Zeit gemeinsam mit seiner Frau als „Mischehepaar“ in Wien und wurde nach Kriegsende wieder als Verwalter des Mozart-Kinos eingesetzt.

Das **Schubert-Kino** (Währinger Straße 46) war eines der kleineren Kinos mit etwa 190 Plätzen.

Nach dem „Anschluss“ wurden dem Geschäftsführer Samuel Alteras die Schlüssel abgenommen, woraufhin er mit seinem Vater Leon Alteras, dem Besitzer des Kinos, beim Generalkonsulat des Königreichs Jugoslawien Beschwerde einlegte. Beide waren jugoslawische Staatsbürger. Dadurch erhielten sie das Kino im Rahmen einer Sonderregelung zwar für kurze Zeit zurück, durften es aber nicht betreten. „Nicht-Arier:innen“ war kurzfristig der Besuch des Kinos gestattet, obwohl dies nach dem „Anschluss“ allgemein verboten war. Außerdem bekam Leon Alteras entgegen den üblichen Arisierungsverfahren die Möglichkeit, das Kino selbständig zu verkaufen, wofür er sich entschied, nachdem ihm im August 1938 auch die Kinokonzession entzogen wurde. Die Reichsfilmkammer genehmigte von der mit der Käuferin Theresa Janderka (später verheiratete Benischke) bereits vereinbarten Summe allerdings nur 40%.

Leon und Samuel Alteras flüchteten nach England und wurden britische Staatsbürger. 1947 erhielt die Kiba die Konzession für den Kinobetrieb und schloss 1948 mit Theresa Benischke einen Pachtvertrag. Ein Jahr später wurde sie durch einen Rückstellungsvergleich mit Leon Alteras wieder Kinobesitzerin.

Quellen:

- Jan-Hendrik Müller: (K)ein ganz normales Unternehmen. Die Kiba, sozialdemokratische Kinopolitik und das Erbe des Roten Wien, in: Kino Welt Wien. Eine Kulturgeschichte städtischer Traumorte. Katalog zur Ausstellung im METRO Kinokulturhaus, Hg von Martina Zerovnik, Verlag Filmarchiv Austria, Wien 2020
- Florian Pauer, Thomas Jelinek: Die Wiener Kinos. Kulturhistorische Dokumentation 1896-2022, Band 2: Kinos der Bezirke 4 bis 9, Verlag Filmarchiv Austria, Wien 2022
- Klaus Christian Vögl: Angeschlossen und gleichgeschaltet. Kino in Österreich 1938-1945, Böhlau Verlag 2018
- Klaus Christian Vögl: Die nationalsozialistische Aneignung der Wiener Kinolandschaft zwischen 1938 und 1945, in: Kino Welt Wien. Eine Kulturgeschichte städtischer Traumorte. Katalog zur Ausstellung im METRO Kinokulturhaus, Hg. von Martina Zerovnik, Verlag Filmarchiv Austria, Wien 2020
- Niemals Vergessen. Novemberpogrom 1938 in Wien, Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 13.11.2022, 17. Bezirk Hernals
- Diverse Webseiten u.a. fold3 by ancestry, KinTheTop/Angela Heide, *geschichtewiki.wien.gv.at*

4

Uhrmacher- und Juwelengeschäft Lichtmann

Ein Blick auf die Gedenktafel vor dem Haus in der Servitengasse 6 verrät, dass das Leben und Treiben hier im Haus vor der Zeit des Nationalsozialismus stark jüdisch geprägt war und 14 der insgesamt 28 Parteien (Wohnungen und Geschäftslokale) im Haus Juden und Jüdinnen waren. Eine Familie davon war die Familie Lichtmann: Moritz und Mathilda Lichtmann betrieben gemeinsam mit ihrem Sohn Paul im Erdgeschoß ein Uhrmacher- und Juwelengeschäft, in dem heute jedoch statt Uhren Weine und französische Delikatessen zu finden sind.

Moritz Lichtmann, geboren 1881 im heutigen Iwano-Frankiwsk in der Ukraine, zu jener Zeit Teil der Habsburgermonarchie, kam als junger Mann 1906 nach Wien. 1918 heiratete er seine Frau Mathilde, geborene Neumann, welche aus einer Rabbinerfamilie aus dem heutigen Tschechien stammte. 1921 kam deren gemeinsamer Sohn Paul zur Welt. Moritz Lichtmann begann seine Karriere in der Uhrmacherwerkstatt M. Herz & Sohn am Stephansplatz 6, im 1. Bezirk, ehe er in den 1930ern sein eigenes Geschäft am heutigen Friedrich-Engels-Platz im 20. Bezirk und später in der Servitengasse 6 eröffnete. Auch Paul war am Uhrmacherhandwerk seiner Familie interessiert, absolvierte ab dem Sommer 1936 im Familienbetrieb seine Lehre zum Uhrmacher und besuchte parallel dazu die Uhrmacherschule in der Mollardgasse im 6. Bezirk.

Die Familie lebte in der Klosterneuburgerstraße 65 im 20. Bezirk und ging von dort aus ihrem Leben und Alltag in Wien nach. Von ihrer Wohnung aus erlebten sie auch das Novemberpogrom und die gewaltsame Eskalation auf den Straßen Wiens.

Servitengasse: 1938

Der 10. November 1938 markiert nicht nur das Novemberpogrom, sondern auch den 20. Hochzeitstag der Lichtmanns. Aus Loyalität ihren Kundinnen und Kunden gegenüber betraten sie in gewohnter Weise kurz nach 9 Uhr ihr Geschäft in der Servitengasse, obwohl seit der Nacht zuvor Synagogen brannten und Nationalsozialist*innen sowie zahlreiche Mitläufer*innen auf den Straßen ihr Unwesen trieben. Moritz' Tagebuchaufzeichnungen ist es zu verdanken, dass heute noch nachvollzogen werden kann, wie er und seine Familie die folgenden Tage erlebten. Nach dem Krieg notierte Moritz Lichtmann Folgendes in sein Tagebuch „Den Geschichtsschreibern sei es überlassen, der späteren Menschheit diese Schande des zwanzigsten Jahrhunderts ausführlich zu schildern." Seine Tagebuchaufzeichnungen, welche er 1948 handschriftlich anfertigte, erwähnte er selbst nie, erst 1974 entdeckte eine Verwandte durch Zufall die Aufzeichnungen, versteckt zwischen den Seiten eines anderen Buches. Zum 10. November 1938 notierte er:



Mathilde und Moritz Lichtmann vor ihrem Uhrmachergeschäft in der Servitengasse 6, vor 1938.



Paul Lichtmann (re.) mit seinem Sohn Barry vor dem vergrößerten Foto des ehemaligen Geschäftsportal seiner Eltern, 2005.

> „Gegen 10:30 Uhr sah ich gegenüber meinem Geschäfte einen Auflauf und ein Mann warf in ein Obst- und Gemüse-Geschäft alle Körbe mit Obst und Gemüse die draußen am Stand waren. Ich stürzte heraus, um die Rollbalken von meinem Laden herunterzulassen, in Furcht meine Scheiben könnten zertrümmert werden. Da stürzte der Mann von gegenüber zu mir, um es zu verhindern. Ich zog mich in mein Geschäft zurück, doch konnte die Türe nicht schließen. Er forderte mich auf ihm zu folgen, was ich aber ablehnte. Erst als er einen vorübergehenden Polizisten rief, der mir zuredete, mich zu ergeben, tat ich dem Folge und ließ mein Weib ohnmächtig und in Schrecken allein. Mein Sohn Paul war in dieser Zeit im Klosett eingesperrt, worin er sich flüchtete. Die Schlüssel meines Geschäftes wurden mir gleich abgenommen. Das war das Ende von meinem Beruf in Wien nach 32 Jahren als Uhrmacher."

Das Geschäft wurde mutwillig zerstört und geplündert, Moritz Lichtmann verhaftet und abgeführt. Er berichtet darüber:

„Seit morgens hatte ich nichts gegessen, bekleidet war ich nur in meinem Arbeitsmantel und draußen war es bitterkalt. Das Kommissariat war mit tausenden unserer jüdischen Brüder überfüllt. Unglaublich wie viele Menschen um diese Zeit Spalier standen. Aber noch unglaublicher war der Hass, mit dem diese Nazis uns mit Hieben und Schlägen attackierten."

Gemeinsam mit anderen auf der Straße aufgegriffenen Juden und Jüdinnen wurde er in einen „Notarrest" der Gestapo in der Karajangasse im 20. Bezirk gebracht, später weiter in das Gefangenenhaus an der Rossauer Lände im 9. Bezirk, auch „Liesl" genannt, das er wie folgt beschrieb:

„Was sich nun hier abgespielt hat, bin ich noch heute außerstande, den Schrecken und die ungeheure Willkür von noch unter 20 Jahren stehenden Blutjungen der Hitlerjugend nur annähernd zu schildern. Dazu kommt noch das ungeheure in einem geschlossenen Raume tönende Geschrei, schallende Ohrfeigen, Schläge mit den Revolverriemen, Ohnmachtsanfälle und Hysterie von gemarterten Menschen."

Moritz Lichtmann blieb bis zum 18. November in der „Liesl" in Haft, ehe er durch Zufall und unter der Auflage, sein Geschäft gegen eine kleine Entschädigung der NSDAP zu überlassen, entlassen wurde. Nach acht Tagen Haft konnte er schließlich zu seiner Familie und seinem Leben in Freiheit zurückkehren.

„Draußen war ein schöner, wenn auch kalter Tag. Da ich keinen Winterrock und nur meinen leichten Arbeitsmantel an hatte, war mir ziemlich kalt. Endlich war ich in mein Haustore gelangt und eilte nun, ungesehen, in meine Wohnung im 3ten Stock. Niemand war in der Wohnung. So machte ich, was unter diesen Umständen das Wichtigste gewesen ist. Seit 10 Tagen hatte ich meine Schuhe nicht von den Füßen ausgetan. Kein Wunder daher, dass Socken und Füße ganz schmutzig waren und ich hatte Mühe mich der Socken zu entledigen. Das erste Fußbad war eine Erquickung. Ich war kaum damit fertig, als plötzlich die Türe aufging und meine ahnungslose Frau herein stürzte. Die Begrüßung kann man sich leicht vorstellen. Beide weinten wir bitterlich. Mein Sohn Paul kam auch bald ins Haus und nun erst jetzt konnten wir uns der Freude des Wiedersehens erfreuen."

Die Lichtmanns setzten nach der Freilassung von Moritz alles daran, Wien zu verlassen und andernorts Schutz zu finden. Verwandte der Familie lebten zu diesem Zeitpunkt bereits in den USA. Über diese erhielten sie Affidavits für ihre geplante Flucht und Ausreise dorthin. Da die Eltern auf Grund ihres Geburtsorts, der in beiden Fällen nicht Wien war, nicht mehr als „Österreicher*innen" galten und aus „Quotengründen" von den US-amerikanischen Behörden abgelehnt wurden, erhielt nur der damals 17-jährige Paul mit Geburtsort Wien ein entsprechendes Ausreisevisum.

Leben und Wiedersehen im Exil

Gemeinsam mit seinem gleichaltrigen Cousin gelang Paul Ende Dezember 1938 mit dem Schiff „Geroldstein" die Flucht nach New York. Anfangs bei Familienmitgliedern untergebracht, wollte er seine in Wien begonnene Uhrmacherlehre zu Ende bringen und einen Abschluss machen. Nebenbei arbeitete er in einer chemischen Putzerei, um sich mit dem Geld selbst über Wasser zu halten und später auch seine Eltern finanziell unterstützen zu können, welche vorerst in Wien zurückgeblieben waren.

Moritz und Mathilde Lichtmann gelang Ende März 1939 durch einen Zufall die Flucht nach Shanghai. Ein anderes Ehepaar hatte sich kurz vor der Abreise das Leben genommen, und Moritz und Mathilde Lichtmann konnten die Resttickets für den Dampfer von Genua nach Shanghai ergattern. Für die Einreise nach Shanghai war kein Visum erforderlich, was vor allem für Menschen wie die Lichtmanns eine Rettung darstellte, die nirgendwo anders mehr aufgenommen wurden. Aus dem Briefkontakt mit ihrem Sohn geht hervor, dass beide in Shanghai um ihre Existenz kämpften. Sie hatten all ihre Uhrmacherwerkzeuge verloren und konnten selbst illegal nicht ihrem Handwerk nachgehen, um Geld zu verdienen und sich ein neues Leben aufzubauen. Sie lebten von den spärlichen Nahrungsrationen und waren von der finanziellen Unterstützung ihres Sohns abhängig. Nach ungefähr anderthalb Jahren konnten Moritz und Mathilda von ihrem Exil in Shanghai aus in die USA weiterreisen. In Kalifornien kam es zur ersehnten Wiedervereinigung der Familie und die Lichtmanns begannen, sich in San Francisco ein neues Leben aufzubauen. Sie knüpften an ihr Handwerk aus der Servitengasse 6 an und eröffneten auch in ihrem neuen Zuhause und Zufluchtsort eine Uhrmacherwerkstatt. Der Neubeginn erwies sich jedoch als schwierig, der finanzielle Gewinn des Geschäfts ließ jahrelang auf sich warten.

Moritz und seine Frau Mathilda kehrten nur einmal in den 1970ern nach Wien zurück, fühlten sich hier jedoch fremd und unwohl. Eine angemessene Entschädigungszahlung, Restitution oder gar Entschuldigung seitens der Republik Österreich blieb ihr Leben lang aus. Mathilda starb 1972 in den USA, Moritz 1980.

Servitengasse: 1984 – 2005 – 2026

Als im November 1984 mit Barbara Kintaert eine neue Bewohnerin in das Haus in der Servitengasse 6 einzog und von einer älteren Nachbarin angesprochen wurde, was sie hier mache, erklärte sie, wer sie sei. „Dann ist das Haus endlich judenrein", entgegnete daraufhin die Nachbarin. Das Ende des nationalsozialistischen Regimes lag zu diesem Zeitpunkt 39 Jahre zurück, der Antisemitismus war jedoch salonfähig geblieben.

2003 begann Barbara Kintaert aus Eigeninteresse und Eigeninitiative gemeinsam mit anderen Bewohner*innen des Hauses mit der Recherche zu jenen Juden und Jüdinnen, die vor der Zeit des Nationalsozialismus im Haus gelebt hatten. Über die IKG konnte der Kontakt zu Paul Lichtmann, nun Paul Lichtman genannt, hergestellt werden. Von Wien bis nach Kalifornien wurde eine Brücke geschlagen und gemeinsam gelang es, die Geschichte der Familie Lichtmann und ihres Geschäfts in der Servitengasse zu rekonstruieren und wieder sichtbar zu machen.

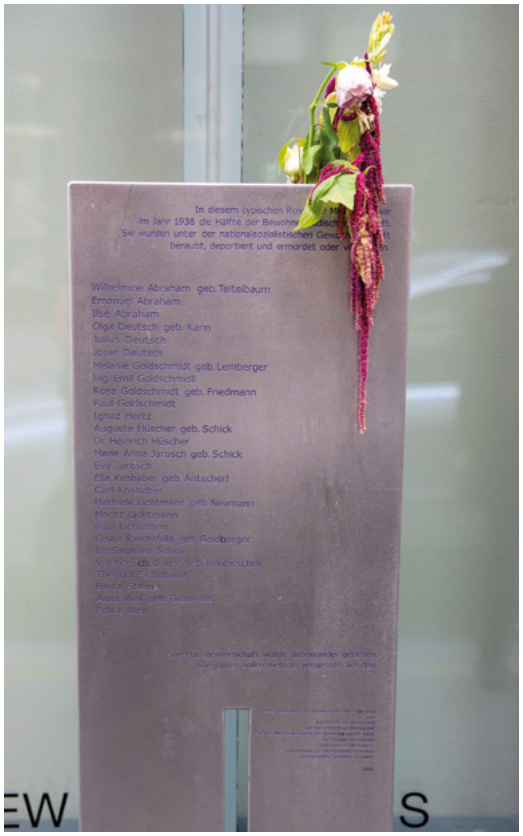
Dabei entstand die Idee, eine Gedenktafel für die ehemaligen Bewohner*innen am Haus selbst anbringen zu lassen, um an diese zu erinnern und sie symbolisch zurück in die Servitengasse 6 zu bringen. Die damalige Hausbesitzerin, deren Vater 1938 Mitglied der NSDAP geworden war, lehnte allerdings alle Ansuchen ab, stets ohne konkrete Begründung. Auch die damalige Hausverwaltung Weiss-Tessbach und deren

Geschäftsführer Benn-Ibler reagierten ohne Begründung mit einer Absage auf das Anliegen der Hausbewohner*innen.

Dank der Initiative und des Durchhaltevermögens engagierter Bewohner*innen des Servitenviertels konnte 2005 letztlich eine Tafel vor dem Haus in der Servitengasse aufgestellt werden. Paul und sein Sohn Barry wurden zur Eröffnung der Gedenktafel 2005 nach Wien eingeladen und kehrten dafür in die Servitengasse zurück. Bei der Gedenkfeier äußerte sich Paul Lichtman folgendermaßen:

> „You all have fulfilled my dream of returning to beautiful Wien and to show my son all of the landmarks of his father's heritage. May we all see peace in our time, and thank you from the bottom of my heart. Heute bin ich ein Wiener and I am proud of it!"

Paul Lichtman verstarb 2011 in den USA.



Gedenktafel in der Servitengasse.

Anders als an manch anderen Orten in Wien ist die Gedenktafel 20 Zentimeter vor dem Gebäude und somit auf öffentlichem Grund angebracht, nicht am Gebäude selbst, da hierfür die Bewilligung fehlte. Trotz der Hürden konnte das Anliegen der Bewohner*innen umgesetzt werden und ein Erinnerungszeichen geschaffen werden, das bis heute an die ehemaligen Nachbar*innen und Bewohner*innen der Servitengasse 6, auch an die Lichtmanns, erinnert.

Quellen:

- Gedenktafel Servitengasse 6 *www.servitengasse1938.at/index.php?id=17 (17.10.2026)*.

Vergessene Nachbarn: Späte Spurensuche https://www.derstandard.at/story/2179839/vergessene-nachbarn-spaete-spurensuche

Barbara Kintaert, Wie alles anfing! in: Birgit Johler u. Maria Fritsche (Hg.), 1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien 2007, 151-157.

Livio Koppe, Der Uhrmacher vom Alsergrund, in: FALTER (2025) 45, 34-36.

Thomas Rennert, Wie aus einer Schneewolke eine Lawine wurde. Servitengasse 1938, in: GEDENKDIENST (2005) 3, 3.

5

Lotte Brainin – Jüdische Widerstandskämpferin und Shoah-Überlebende

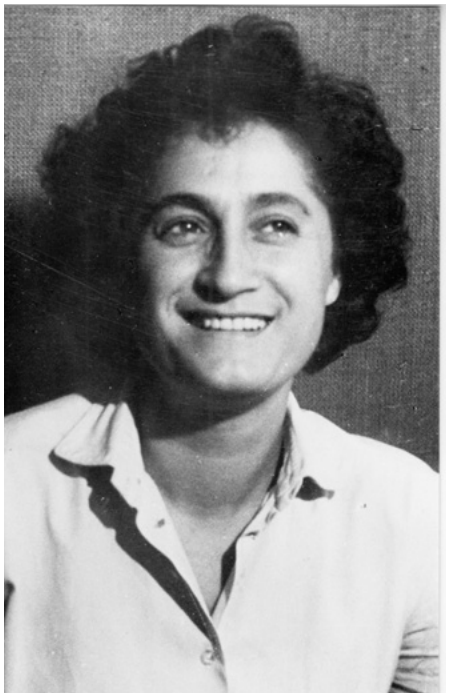
Lotte Brainin:
„Ich für meine Person, sag aus vollster Überzeugung, ich hab nur das getan, was ich für richtig befinde und was ich für notwendig befinde."

Elfriede Jelinek:
„Sie hat mir Dinge über das KZ erzählt, die ich nicht über die Lippen bringen würde und aufschreiben geht auch nicht."

Lotte Brainin war eine jüdische Widerstandskämpferin und Antifaschistin, die selbst unter katastrophalen Haftbedingungen versuchte sich dem NS-Regime zu widersetzen, und stets solidarisch mit allen ihren Mithäftlingen war.

Wie schwer es war, das Erlebte in Worte zu fassen, beschrieb sie so.[1]

> „Ich kann das nicht so in Worte fassen, dass ein Mensch versteht, was sich da abgespielt hat. Ein menschliches Hirn kann sich so etwas überhaupt nicht ausdenken. Das Grausamste und Menschenunwürdigste, was es je gegeben hat, das Barbarischste hat sich dort [Anm.: in den KZs] abgespielt."



Lotte Brainin, 1964.

Fußnoten:

1 Lotte spricht in Interviews teilweise im Wiener Dialekt. Zur besseren Verständlichkeit wurden einzelne Passagen bei der Transkription sprachlich geglättet, ohne ihren Inhalt zu verändern.

Im September 1938 floh Lotte Brainin nach Belgien und schloss sich dort dem Widerstand an. Im Jahr 1943 wurde sie verhaftet, gefoltert und im Jänner 1944 nach Auschwitz deportiert und von dort im Zuge der Evakuierung des Lagers nach Ravensbrück überstellt. Wie ihre vier Geschwister, die im Exil in England beziehungsweise in Südfrankreich überlebten, erlebte sie 1945 die Befreiung. Anders als ihre Geschwister, die nach dem Krieg in die USA emigrierten, kehrte sie nach Wien zurück und engagierte sich ein Leben lang wider das Vergessen.

Ihre Eltern wurden Opfer der Shoah: Ihr Vater, Mauricy Sontag (geb. 23. Februar 1891), wurde 1939 in das KZ Buchenwald deportiert und starb dort am 19. Februar 1941. Ihre Mutter, Jetti (Ite Beile, geb. Genauer; 2. Jänner 1888), wurde nach ihrer Flucht nach Belgien am 4. April 1944 aus dem Sammellager Malines/Mechelen nach Auschwitz deportiert und unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet.

Jugend in Wien

Lotte Brainin (Charlotte; geb. Sontag; 12. November 1920 – 16. Dezember 2020) kam als jüngstes Kind der aus der Ukraine geflüchteten Jetti (Ite Beile) und von Mauricy in Wien zur Welt. Nach der Scheidung ihrer Eltern lebte sie mit ihrer Mutter und ihren vier Geschwistern in der Liechtensteinstraße 56 im 9. Wiener Gemeindebezirk, Alsergrund.

Lotte wuchs in einem sozialdemokratischen Umfeld auf und bewegte sich, wie auch ihre älteren Geschwister, schon in früher Jugend in linkspolitischen Kreisen. Bereits mit fünfzehn Jahren lud sie 1935 ihre Schulkamerad:innen zur Geburtstagsparty ein, gefeiert wurde allerdings nicht sie selbst, sondern die sozialistische Oktoberrevolution. Die Kriminalpolizei stürmte den Kindergeburtstag und fand hinter dem Ofen ein Packerl „Jugendaufrufe“, revolutionäre Hefte für junge Leute. Zwanzig Minderjährige und ihre Mutter mussten ins Gefängnis. Von da an war Lotte eine Staatsfeindin und als solche feierte sie nicht nur die russische Revolution, sondern auch die Jahrestage des Februaraufstandes in Österreich – das allerdings in ständestaatlicher Obhut, sie wurde jedes Jahr am 12. Februar für eine Nacht in „Schutzhaft“ genommen.

Nach dem „Anschluss“ im März 1938 war sie als amtsbekannte Kommunistin und nach den „Nürnberger Rassengesetze“ als Jüdin klassifiziert, doppelt gefährdet und ihre Geno“ss:innen drängten sie, Wien zu verlassen. Mit deren finanzieller Unterstützung und mit Hilfe eines Fluchthelfers, den ihre bereits nach Belgien geflüchteten Brüder organisiert hatten, gelang ihr Ende September 1938, wie später auch ihrer Mutter, die Flucht ins belgische Exil.

Widerstand in Belgien

In Belgien engagierte sich Lotte zunächst in der antifaschistischen kommunistischen Jugendgruppe *Österreichische Freiheitsfront*. Ab 1940, nach der Besetzung Belgiens durch die deutsche Wehrmacht, übernahm sie gemeinsam mit anderen österreichischen und deutschen Kommunistinnen im Rahmen der *Travail Allemand*, einer Organisation der französischen Résistance, die Aufgabe Soldaten, insbesondere Österreicher zur Desertion zu überreden oder sie zumindest dazu zu bringen, antifaschistisches Propagandamaterial in den Kasernen in Umlauf zu bringen. Diese äußerst gefährliche Tätigkeit wurde später häufig mit dem Begriff „Mädelarbeit“ abgetan, wodurch das lebensgefährliche Agieren der jungen Frauen verharmlost wurde.



Lotte Brainin, 1999.

Im Juni 1943 wurde Lotte von einem Kärntner Wehrmachtssoldaten verraten und von der Militärpolizei verhaftet, später der Gestapo übergeben, verhört und gefoltert. Nach mehreren Monaten im Brüsseler Gefängnis Saint-Gilles wurde sie im Herbst 1943 in das SS-Sammellager in Malines/Mechelen (siehe dazu Broschüre zum antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2024, Wien, 22. Bezirk, Donaustadt) überstellt.

Gefängnis Saint-Gilles und SS-Sammellager Malines/Mechelen

Über die Verhöre durch die Militärpolizei erzählte Lotte:

> „Als ich noch bei der Militärpolizei war und verhört wurde […], haben sich diese so abgespielt: Sie haben mir die Augen verbunden, im Keller. Der Verhörmensch hat eine Pistole angesetzt an meine Stirn und hat gesagt: ‚So entweder du redest jetzt oder du wirst erschossen.‘ Und da hab ich mir gedacht: ‚Soll er schießen‘. Aber nicht so wie ich jetzt erzähle, ich habe genug gezittert dabei und genug Angst gehabt. Aber zum Glück hat der nicht geschossen. […] Und das war so fürchterlich. Jedes Mal bin ich durchgerutscht, habe ich mir gedacht, aber das ist ja nicht wahr, sie haben mich ja dann der Gestapo übergeben. Und dann war’s erst arg.“

Im Gestapo-Gefängnis in Brüssel, das sich in der Avenue Louise befand, und im Sammellager Malines/Mechelen wurde sie weiter verhört und gefoltert.

> „Da war ein Referent von der Gestapo, der mich immer wieder holen lies und verhört hat. Der wollte natürlich alles wissen. Ich habe es verheimlicht, ich habe nichts ausgesagt. Aber, beim zweiten oder dritten Mal, hat er seiner Sekretärin […] gesagt: ‚Zieh ihr die Hosen runter, zieh ihr die Hose aus.' Zuerst haben sie gesagt, ich soll mir die Hose ausziehen. Ich hab gesagt: ‚Das kann ich nicht, das mach ich nicht.' Also sie hat geholfen und er hat auch geholfen. Ich bin dann […] war das ein Bock oder ein Sessel, d'rüber gehängt worden, mit dem nackten Popo und er hat von der Ecke […] eine Peitsche genommen, so einen Ochsenziemer […] und hat begonnen zu peitschen auf meinen werten Allerwertesten, und das hat furchtbar weh getan."

Zunächst wurde Lotte „nur" als politische Gefangene erfasst, aber als die SS feststellte, dass sie nach der Definition der „Nürnberger Rassengesetze" Jüdin war, wurde sie nach sechs Monaten Verhören, Isolationshaft und Folter im Jänner 1944 nach Auschwitz deportiert und kam in den Lagerbereich Auschwitz–Birkenau.

KZ Auschwitz

Über die Deportation und die Ankunft in Auschwitz erzählte Lotte:

> „Du verlierst ja den Verstand in so einer Situation. Kannst du dir das vorstellen? Du wirst plötzlich in einem Viehwagon, ohne Essen ohne Trinken, drei Tage, drei Nächte transportiert. Dann wirst ausgeladen, dann musst du dich nackert ausziehen, und dann kommt so ein mieser Hund, wie so ein SSler, rasiert dir überall die Haare weg."

Obwohl sie auf vieles gefasst war, begriff sie erst nach ungefähr zwei Wochen, was sich an der Rampe von Auschwitz tatsächlich abspielte:

> „Also ich war schon irgendwie innerlich auf etwas Böses gefasst, aber was, wusste ich nicht so genau. Und wie wir da ausgestiegen sind, hat sich Folgendes zugetragen […], dass sich ein SS-Mann als Arzt ausgegeben hat und gesagt hat, er wird die Leute anschauen und Zeichen machen, die Gesunden werden dahin gehen und die Kranken werden dahin gehen, und genau so hat's sich abgespielt. […]
>
> Ich glaube, es war in der zweiten Woche, haben wir dann schon gehört, die er so geschickt hat, die sind sofort vergast worden, sofort auf der Stelle ins Krematorium, vergast, verbrannt. […] Wir hätten's vielleicht nicht geglaubt, wenn wir nicht Tag und Nacht die Feuerflammen von den riesigen Schornsteinen leuchten gesehen hätten. Wir haben ja gesehen, wie das brennt."

Ebenso, verstand sie erst später, dass sie bei der vermeintlichen Möglichkeit sich nach der langen Fahrt duschen zu können, einer Selektion entgangen war:

> „In der zweiten Woche: ‚Stellt's euch alle an, wir gehen duschen.' Duschen! Wir waren gleich die ersten, meine Freundin und ich, endlich nach

Jetti (Ite Beile) Sontag – „Habt keine Angst, Kinder"

Lotte sah ihre Mutter im belgischen Sammellager Malines/Mechelen zum letzten Mal:

> „Ich schau und eines Tages seh' ich meine Mama. Na, das war auch ein fürchterlicher Schlag für mich, weil ich gewusst habe, wo sie die Leute hinschicken. [Ich] hab mich sehr, sehr erschrocken, aber wir haben noch viel miteinander geredet. Sie durfte bleiben, aber ich bin auf Transport geschickt worden."

Lottes Mutter (2. Jänner 1888 – 7. März 1944) wurde am 4. März 1944 von Malines/Mechelen nach Auschwitz deportiert. Bei der Ankunftsselektion an der Rampe in Auschwitz wies ein SS-Mann sie in jene Richtung, die den unmittelbaren Tod in der Gaskammer bedeutete.

Lottes Freundin, Herta Ligeti-Fuchs, die gemeinsam mit ihr nach Belgien flüchtete, in Malines/Mechelen interniert und am 17. Jänner 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde, erzählt:

> „Als der nächste Transport aus Belgien kam, suchten wir gleich die Neuen auf. Es waren glücklicherweise keine Freundinnen unter ihnen. Aber als Lotte nach ihrer Mutter fragte, die in Malines zurückgeblieben war, als wir deportiert wurden, sagten Frauen ihr, dass ihre Mutter mit ihnen gekommen, aber mit den anderen ins Familienlager gekommen sei. Es war ein fürchterlicher Schlag. Als wir auf die Lagerstraße traten, brannte der Schornstein lichterloh – Mame war nicht mehr. Wir gingen umschlungen über die Lagerstraße, schauten in die Flamme, fanden keine Worte. Lotte weinte, nicht mit Tränen, es war Ärger, und ich litt mit ihr.
>
> Ich sah sie vor mir, wie sie uns am Bahnhof in Wien im Jahre 1938 verabschiedete, die vollgefüllte Tasche mit Reiseproviant in die Hände drückte, ihr Nesthäkchen, die Jüngste, mit ihren blauen Augen anblitzte: ‚Geh schon, hau schon ab von hier, dass du mir nicht zurückkommst.' Ich sah sie vor mir, wie sie nach ihrer Einlieferung in Malines vor dem Fenster unseres Cachot (Anm.: finsteres [unterirdisches] Gefängnis) mit langsamem Schritt vorbeiging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, sehr gerade, den Kopf uns zugewandt, und ihre blauen Augen blitzten uns Mut zu. Furchtlos, eine alte Soldatin, die nichts überraschen konnte. ‚Hobt nisht kamoyre, kinderlacht' – ‚Habt keine Angst, Kinder' auf jiddisch – das sagte sie, als der Krieg ausbrach und die Deutschen in Belgien einmarschierten. Der Zar hat auch den Krieg verloren, Hitler wird ihn auch verlieren. ‚Hobt nisht kamoyre, kinderlacht', sagte sie am Tag der Deportierung in Malines. ‚Ihr werdet schain finden auch giate Menschen in Polen. Hobt nisht kamoyre, kinderlacht.'"

Quelle:

- Radio Dispositiv/Radio Orange. Ich habe nur getan, was ich für richtig hielt. Zum 100. Geburtstag der Widerstandskämpferin Lotte Brainin. *o94.at/de/sendereihe/551/radio-dispositiv* (07.12.2020).

dieser Fahrt und nach dieser Behandlung, das ist das Schönste, was es gibt. Und am Weg zu dieser Dusche, da mussten wir uns in Fünferreihen aufstellen, seh ich, wie immer wieder wer verschwindet von dem Zug. Da hab ich mir schon den Kopf zerbrochen, was passiert denn da, wollen die sich nicht duschen, ist das unangenehm? Ich hab gar nichts gewusst. […]

Dann haben wir erfahren, man musste da bei einem Arzt vorbeigehen, und das war ein ganz gewöhnlicher mieser SS-Mensch, der die Frauen ausgesucht hat fürs Gas. Es war sozusagen die erste Selektion. […] Das war natürlich das Erste, was auf einen zugekommen ist, wo man sich gedacht hat: ‚No Dankschön, was passiert da?'"

Lotte wurde zur Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik eingeteilt und beteiligte sich gemeinsam mit anderen Frauen an Sabotageakten, um den Widerstand im Lager zu unterstützen:

„Wir wollten nicht wehrlos sterben. Da wir bei einem besonderen Kommando arbeiteten, sammelten wir unter ständiger Lebensgefahr allerhand Werkzeuge und Sprengpulver. Vor allem hatten wir es auf Isolierzangen abgesehen, um später die Drahthindernisse leichter beseitigen zu können. Auch Benzinflaschen organisierten wir. Diese Sachen unbemerkt ins Lager zu bringen, war nicht leicht. Wurde jemand erwischt, war es sein sicherer Tod."

Am 6. Jänner 1945 musste sie mitansehen, wie vier jüdische Frauen vor aller Augen auf dem Appellplatz hingerichtet wurden. Sie hatten sich an der Beschaffung von Sprengpulver beteiligt, das – wie Lotte einer ihrer Töchter erzählte – unter den Fingernägeln aus der Munitionsfabrik geschmuggelt wurde. Häftlinge des Sonderkommandos[2] brachten es beim Aufstand am 7. Oktober 1944 zum Einsatz, bei dem das Krematorium IV teilweise zerstört wurde. Trotz wochenlanger Folter hatten die Frauen die anderen Beteiligten nicht verraten und so deren Leben gerettet.

Angesichts des Vorrückens der Roten Armee, begann die SS Mitte Jänner 1945 mit der Evakuierung und Räumung des KZ Auschwitz. Lotte kam nach einem 55 Kilometer langen Todesmarsch nach Gleiwitz und dem Transport in einem offenen Kohlewagen ins Frauen-KZ Ravensbrück.

KZ Ravensbrück und Uckermark

Das KZ Ravensbrück war Anfang 1945 durch die Evakuierungstransporte aus anderen Lagern völlig überfüllt, sodass viele Frauen in einem Zelt untergebracht wurden. Die bereits unterernährten Frauen und Kinder im Zelt bekamen deutlich weniger Lebensmittelrationen zugeteilt als im Lager üblich. Die katastrophale Situation beschrieb Lotte so:

„Und dann im Zelt, das so fürchterlich war, weil man da so eng gedrängt gesessen […] oder gestanden ist. Man konnte nicht einmal rausgehen, austreten, sofort hat eine zum Schreien und zum Brüllen begonnen, weil man ist ja fast aufeinander gegangen. […] Da haben sich fürchterliche Szenen abgespielt, weil die Leute natürlich ausgehungert, verdurstet, nervös [waren]; der weite Weg, die weite Fahrt, diese Gedrängtheit. Also in Wirklichkeit haben die Nazis alles versucht, um die Leute fertig zu machen und zu demoralisieren. Sie selbst haben eine ganz miese Moral gehabt."

Lottes Glück im Unglück war, dass es unter den Wiener politischen Häftlingen eine gut funktionierende Widerstandsorganisation gab, der auch Freundinnen von ihr angehörten, die sie aus dem Zelt holen und in einem Block politischer Häftlinge unterbringen konnten. Durch ihre bedingungslose Solidarität mit allen Inhaftierten – nicht nur Parteigenossinnen – geriet sie in Konflikt mit einer kommunistischen Verantwortlichen der Frauenorganisation. Diese wollte gerade eine Genossin fallen lassen, die während des Transports im offenen Kohlewagen ihren Mitinhaftierten Hände und Füße massiert hatte, um sie vor dem Erfrieren zu retten. Lotte wehrte sich entschieden dagegen:

„‚Weg mit der, die lassen wir fallen.' Und das hat geheißen in unserer Sprache, die lassen wir fallen, also der kann passieren, was will, wir helfen ihr nicht, wir wollen mit der nichts zu tun haben. Die, die sich am besten benommen hat, an Aufopferung. Hab ich gesagt: ‚Du, jetzt hör mal, die werden wir sicher nicht fallen lassen, das ist eine unserer besten Genossinnen und du kannst mich aber wirklich moscherln, weil ich will damit nichts zu tun haben.'"

Zur Strafe für ihren Widerspruch sah diese Verantwortliche Lotte für die Überstellung in die Uckermark vor, ein Nebenlager von Ravensbrück, das zunächst als Jugend-KZ diente, aber in den letzten Kriegsmonaten zum Vernichtungslager umfunktioniert wurde. Einige der inhaftierten Frauen glaubten damals noch, alte und geschwächte Häftlinge würden dorthin geschickt, um sich zu erholen, und versuchten auch Lotte davon zu überzeugen, dass dort alles anders sei als in Auschwitz. Doch aufgrund ihrer Erfahrungen wusste sie, welche Gefahr ihr drohte, und wehrte sich gegen die Überstellung:

„Das war das Ärgste für uns, dass wir Auschwitzer, wo wir genau gewusst haben, was die Deutschen mit einem machen, dass die uns in ein Vernichtungslager schicken. Also ich habe mich schon mit Händen und Füßen gewehrt und hab gesagt: ‚Du, das kommt überhaupt nicht in Frage, dass wir dort hingehen. Wir wissen genau, dass die Deutschen kein Erholungslager einrichten.'"

Trotz ihrer Gegenwehr wurde Lotte in das KZ Uckermark überstellt und kam erst kurz vor dem Eintreffen der Roten Armee zurück nach Ravensbrück. Im Zuge der Evakuierung von Ravensbrück wurde sie Ende April 1945 nochmals „auf Marsch" geschickt.

Fußnoten:

2 Das Sonderkommando im KZ Auschwitz-Birkenau war eine spezielle Arbeitseinheit aus überwiegend jüdischen Männern, die von der SS gezwungen wurden, in den Gaskammern und Krematorien zu arbeiten. Sie mussten unter anderem die Leichen der Ermordeten aus den Gaskammern bergen und verbrennen. Um Zeugen des Massenmordes zu beseitigen, ermordete die SS wiederholt Angehörige des Sonderkommandos und ersetzte sie durch andere Häftlinge.

Gemeinsam mit einer Freundin konnte sie in der ersten Nacht fliehen und kehrte im Juli 1945 über Brüssel nach Wien zurück.

Zurück in Wien

Lotte musste nach der Rückkehr nicht nur erleben, dass eine ehemalige Nachbarin sich wortlos umdrehte und nicht mehr mit ihr sprach, nachdem sie auf die Frage: „Wo ist denn deine Mutter?“, geantwortet hatte: „Die wurde vergast.“ Sie musste auch von KZ-Gefährtinnen hören: „Immer nur wird von den Juden geredet!“, oder: „Die Juden haben sich’s ja gerichtet.“



Hochzeitsfoto von Lotte und Hugo Brainin, 1948.

Eine besonders schmerzhafte Erfahrung war die Begegnung mit der Mutter einer ehemaligen Schulfreundin:

> „Das Erste, was ich gemacht habe, war, dass ich in meine Wohnung gegangen bin. Also die Wohnung, wo meine Eltern, meine Geschwister und ich bis zum Schluss gewohnt haben. Ich gehe in die Gasse – das ist die Liechtensteinstraße –, die Erste, die mir entgegenkommt, ist von meiner liebsten Schulfreundin die Mutter, die mit dem Hund dort äußerln gegangen ist. Und das Erste, was sie gesagt hat: ‚Hearst, du kommst zurück? Du lebst? Wieso ist denn das?‘ Also das war für mich so ein Schlag ins Gesicht, dass ich nicht einmal in das Haus gegangen bin, wo unsere Wohnung war. […] Für sie war das arg, dass da noch ein Mensch zurückkommt. Und für mich war arg die Reaktion. Also nicht ein Wort des Empfanges. Ganz im Gegenteil. – Das ist etwas, das ich bis heute nicht verstehen kann.“

Lotte Brainin war durch die durchlebten Martyrien wund an Körper und Seele, ihr Vertrauen in die Menschheit erschüttert, ihre Nächte ein Alptraum und die tiefen Spuren ihrer Geschichte durchzogen nach 1945 ihr Leben:

> „Bewältigt hob i goa nix. [Bewältigt habe ich gar nichts]. Ich habe nur geträumt und die Träume haben mein ganzes Leben zerstört.“

Hugo Brainin

Hugo Brainin, der am 19. Oktober 1924 in Wien geboren wurde, entstammte einer weltweit verzweigten russisch-jüdischen Familie. Im Ersten Weltkrieg statteten die Brainins die Soldaten mit warmen Kappen aus. Bald produzierten sie elegante Pelzmäntel, die in einem noblen Geschäft in der Wiener Innenstadt verkauft wurden.

Hugos Vater, Kürschnermeister und Seniorchef des Pelzhauses „Gebrüder Brainin“, starb 1931 an den Folgen einer Blinddarmentzündung und seine Mutter, die am tragischen Tod ihres Mannes zerbrach, im Jänner 1938. Hugo, sein älterer Bruder Norbert und die jüngere Schwester Renée lebten nach dem Tod ihrer Mutter bei Verwandten.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialist:innen in Deutschland im Jahr 1933 wurde der weltbedeutende Rauchwaren- und Pelzwaren-Großhandelsplatz von Leipzig nach London verlegt, und Hugos Onkel Max lebte von da an in der britischen Metropole. Die „Brainin-Brothers“ Salomon, Max und Leo, drei Onkel von Hugo, etablierten sich rasch auf dem britischen Markt und eröffneten eine große Verkaufsstätte in London.

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 erkannten Max und Salomon Brainin wie gefährlich die Situation für Jüdinnen und Juden geworden war und ließen nichts unversucht, eine legale Ausreise ihrer Verwandten aus Wien nach Großbritannien zu organisieren. Hugo, seine zwei Geschwister, zwei Tanten und weitere vier Kinder kamen mit einem Kindertransport am 23. Dezember 1938 wohlbehalten in London an. Hugo und sein Bruder Norbert lebten sodann bei einer Tante in Hampstead Heights, im Nordwesten Londons, wo sie die Schule besuchten.

Mit dem Kriegsausbruch Anfang September 1939 gerieten vor allem deutsche und österreichische Staatsangehörige in Großbritannien als potenzielle Spion:innen oder Saboteur:innen unter Generalverdacht und wurden als „feindliche Ausländer:innen“ interniert. Davon betroffen waren auch Hugos Onkel Max und Leo sowie sein Bruder Norbert. Im Herbst 1940 wurden Norbert und Leo interniert und erst nach einigen Monaten wieder freigelassen. Max Brainin wurde mit der Dunera (siehe Artikel Die „Dunera-Affäre“ in dieser Broschüre) nach Australien deportiert und kam dort in ein Internierungslager; nach dem Krieg kehrte er nach London zurück.

Hugo half bis zur Einberufung zum Kriegsdienst im Betrieb seiner Onkel mit. Während des Krieges begann er sich vermehrt für Politik zu interessieren und trat der kommunistischen Partei bei, aus der er 1968 jedoch wieder austrat. Im Jahr 1946 kehrte der damals 22-jährige nach Wien zurück, die meisten seiner Verwandten blieben in London.

Die Firma der Brainins in Wien gab es nicht mehr, diese war bald nach dem „Anschluss“ liquidiert worden. Hugo fand Arbeit im Anlagen-Verkauf bei Waagner-Biro, später bei einer Bank. Das Wiederauftreten der ehemaligen Nazis und der ewige Antisemitismus machten ihm schwer zu schaffen:

> „Die Abteilung der VÖEST, mit der ich zu tun hatte, wurde von einem Holländer geführt, der in Holland als Kriegsverbrecher galt. Der ehemalige SS-Haudegen Otto Skorzeny war der Vertreter der VÖEST in Spanien. So mancher begann zu jiddeln, wenn er mit mir zu tun hatte. Ein Vorgesetzter meinte, der Krieg habe doch etwas Gutes gehabt, ich hätte Englisch gelernt. Ich gab zurück: ‚Dafür hätten nicht 50 Millionen Menschen sterben müssen.‘“

Im Dezember 1946 lernte er bei einem Vortrag der Wiener KPÖ seine große Liebe und spätere Frau Lotte kennen. Mit ihr gemeinsam widmete er sich jahrzehntelang der Gedenk- und Erinnerungsarbeit sowie dem Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus. Sie besuchten Schulen, traten gemeinsam als Zeitzeug:innen auf und engagierten sich in der politischen Bildung. Hugo Brainin äußerte sich zudem publizistisch, unter anderem in Leserbriefen, und bezog wiederholt klar Stellung gegen politische Verharmlosung und Antisemitismus.

Bis ins hohe Alter blieb er politisch aktiv und ein entschiedener Mahner. 2024 verlieh ihm der Wiener KZ-Verband anlässlich seines 100. Geburtstags die Ehrenmitgliedschaft. Hugo Brainin starb am 20. Mai 2026 im Alter von 101 Jahren.

Trotz allem schwieg Lotte nicht und blieb politisch aktiv: Sie sagte 1947 im Hamburger Ravensbrück-Prozess aus, war Gründungsmitglied der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück sowie der Lagergemeinschaft Auschwitz und engagierte sich über viele Jahrzehnte im Bundesverband österreichischer Antifaschist:innen, Widerstandkämpfer:innen und Opfer des Faschismus (KZ-Verband). Zudem arbeitete sie als Sekretärin in der Redaktion der kommunistischen Volksstimme, brach aber 1968 mit der KPÖ und verließ ihre politische Heimat.

Als Shoah-Überlebende wurden Lotte und ihr Mann Hugo – ihre Lebensliebe, die sie 1948 geheiratet hatte – bis ins hohe Alter nicht müde, gegen Faschismus, Rassismus und Antisemitismus aufzutreten. Ob ein Walter Rosenkranz zur Bundespräsidentenwahl antrat, Neonazis eine Gedenkfeier in Ebensee störten, ein Rechtsextremer Nationalratspräsident wurde oder BZÖ- und FPÖ-Politiker:innen im Gremium zur Neugestaltung der Gedenkstätte in Auschwitz saßen: Lotte und Hugo waren immer unter den Ersten, die Stellung bezogen, einen Protestbrief schrieben, aufrüttelten, aufzeigten, und zum Handeln aufriefen.



Lotte und Hugo Brainin 2007 bei der 60-Jahr-Feier der Lagergemeinschaft Ravensbrück im Wiener Amerlinghaus. Foto: Sylvia Köchl.

„Das was ich tun konnte, habe ich ja getan“

> „Schau, ich hab nur eine Idee gehabt: Ich muss etwas dagegen tun. Ich hab das als so große Gemeinheit und Ungerechtigkeit empfunden. Ich würde jeden Krieg so finden – das war ein besonders böser Krieg, das war eine ganz besonders böse Zeit, und so habe ich es empfunden. Und meine Überzeugung war, man sollte was dagegen tun und das, was ich tun konnte, habe ich ja getan. Dass an anderer Stelle – wo man wirklich dort'n etwas hätte machen sollen, also was mit Bevölkerung und mit Militär und mit Polizei und Politik zu tun hat –, [da] nichts getan wurde, aber schon gar nichts und zwar von niemandem: 99% der Bevölkerung haben […] mit „Ja“ gestimmt bei der Wahl. Das heißt also, alle waren eigentlich auf einer Linie.“

In der Liechtensteinstraße 56 erinnert seit 2012 ein Stein der Erinnerung an Lottes Eltern, Jetti (Ite Beile) und Mauricy Sontag, sowie Flora Felsenburg (geb. Jelinek), die Großtante der Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek, und die insgesamt 16 Jüdinnen und Juden, die von dieser Wohnadresse deportiert und ermordet wurden. Im April 2025 wurde eine Verkehrsfläche im 20. Bezirk, Brigittenau, beim Nordwestbahnhof, Lotte-Brainin-Straße benannt. Am 20. Mai 2025 wurde Lotte ein weiterer Erinnerungsort gewidmet: der Gemeindebau in der Mehla-Köhler-Gasse 7, in der Seestadt wurde ebenfalls nach ihr benannt.

Quellen:

- Digitale Ausstellung der Künstlerin Marika Schmiedt in Zusammenarbeit mit den beiden Töchtern von Lotte Brainin. *www.brainin.at*
- Bernadette Dewald. Lotte Brainin: Leben mit Eigenwillen und Mut (Filmporträt). *vimeo.com/489731127*
- Ich habe nur getan, was ich für richtig hielt. Zum 100. Geburtstag der Widerstandskämpferin Lotte Brainin. Radio Dispositiv/Radio Orange. *o94.at/de/sendereihe/551/radio-dispositiv/sendung/90613/ich-habe-nur-getan-was-ich-fuer-richtig-hielt*
- Grußbotschaft von Elfriede Jelinek zum 100. Geburtstag von Lotte Brainin. *www.brainin.at/lotte/video.html*
- Lotte Brainin – eine Heldin des jüdischen Widerstands. Bezirksmuseum Alsergrund. Wiener Bezirksmuseen. Video zum Festakt der Ausstellungeröffnung. *www.youtube.com/watch?v=VAfhn4xcClU*
- Ravensbrück Mitteilungsblatt. *www.ravensbrueck.at/wp-content/uploads/2015/04/Mitteilungsblatt-2010.pdf*
- Tina Leisch. Das Salz unseres Brotes. Lotte Brainin zum Neunzigsten. In: Mitteilungsblatt der österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen, Dezember 2010.
- Lotte Brainin: 100 Jahre. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) *www.doew.at/neues/archiv-2016-2023/lotte-brainin-100-jahre*
- Christa Zöchling. Lotte Brainin (1920-2020): Eine stille Heldin. profil 2020. *www.profil.at/oesterreich/lotte-brainin-1920-2020-eine-stille-heldin/401137302*
- Stadt Wien, Wiener Wohnen. Zeitzeugen und Zeitzeuginnen. Lotte Brainin – Widerstandskämpferin. *nievergessen.wienerwohnen.at/lebenslaeufe-nie-vergessen/zeitzeugen*
- Stein der Erinnerung u.a. für Lotte Brainins Eltern. *www.geschichtewiki.wien.gv.at/Stein_der_Erinnerung_-_BewohnerInnen_Liechtensteinstra%C3%9Fe_56*
- Flora Felsenburg. *gedenkort.at/personen/69409541-d73b-4635-9802-594a59d3106f*

6

Ari Rath – Ari heißt Löwe

> „Im November 1938, acht Monate nach dem »Anschluss« hat mich die Stadt Wien im Alter von fast vierzehn Jahren aus der Heimat meiner Kindheit vertrieben. Alles, was mir lieb und wichtig war, wurde mir nach dem 11. März 1938 genommen, weil ich Jude bin. Die Erde, in der meine viel zu früh verstorbene Mutter Laura am Zentralfriedhof begraben ist, wurde zum fremden Boden für mich. Der Zutritt zu unserem geliebten Spielplatz im Liechtensteinpark bei der Porzellangasse im 9. Bezirk, wo sich mein Leben als Kind abspielte, war sofort für Juden verboten. Die gutgehende Firma meines Vaters Josef übernahm von heute auf morgen ein Nazikommissar. Über Nacht waren wir vogelfrei.“

Mit diesen Worten beginnen die Memoiren des in Wien als Arnold Rath geborenen israelischen Journalisten Ari Rath, der am 1. November 1938, acht Tage vor dem Novemberpogrom, ins damalige Mandatsgebiet Palästina floh und dort ein neues Leben aufbaute. Am 6. Jänner 1925 in Wien geboren, wuchs Ari Rath in der Familienwohnung in der Porzellangasse 50 nahe des Franz Josef Bahnhofs auf. Durch den frühen Tod seiner Mutter, die Selbstmord beging als Ari erst vier Jahre alt war, fungierte in seiner frühen Kindheit vor allem seine Oma mütterlicherseits als Mutterfigur, bis sein Vater 1936 Rita Liebermann heiratete. Aris Kindheit verlief ansonsten ruhig und er war ein lebensfrohes Kind. Sein Leben und das seines älteren Bruders Maximilian (Meshulam) spielte sich vor allem zwischen Liechtensteinpark, der Familienwohnung in der Porzellangasse 50, den umliegenden Gassen und dem Müllnertempel in der Grünentorgasse, Ecke Müllnergasse ab. Gemeinsam mit einer Gruppe Freund*innen fand sich Ari bald zur so genannten „Beserlpark“-Gruppe zusammen: Kinder aus der Umgebung, die sich regelmäßig im Liechtensteinpark trafen. Nach dem Besuch der ebenfalls in der Grünentorgasse gelegenen Schubertvolksschule, wurde Ari 1934 im Gymnasium Wasagasse eingeschult, wo er bereits imAustrofaschismus eine so genannte „Judenklasse“ besuchen musste. In den darauffolgenden Jahren beobachtete er als Heranwachsender die weitere Verschlechterung der Lage von Jüdinnen und Juden, bis im März 1938 nach dem „Anschluss“ schnell klar war, dass die Familie Österreich verlassen musste:

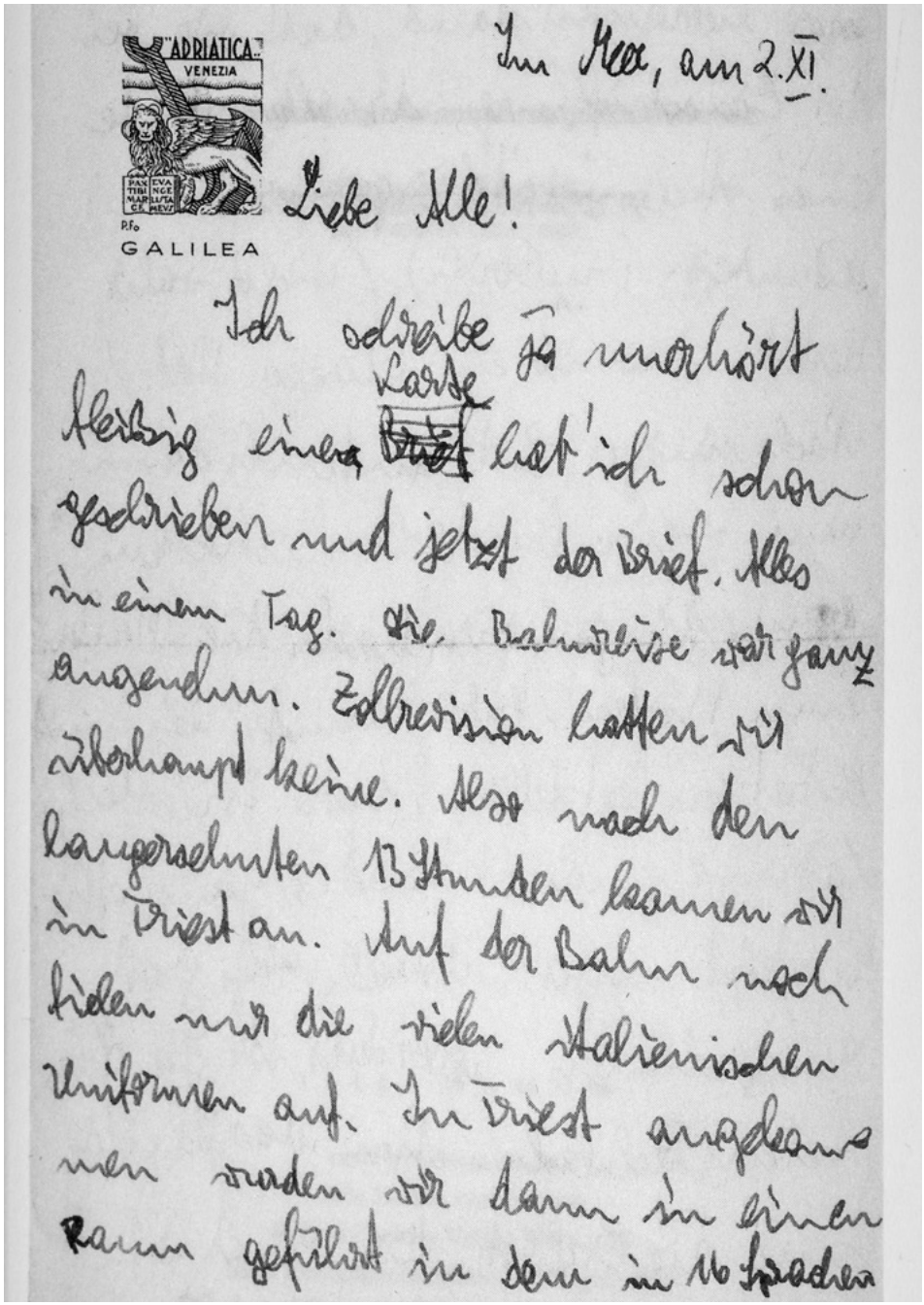
> „Samstagfrüh machten Maxi und ich uns auf den Weg zu den Großmüttern in die Kochgasse. Überall wehten große Hakenkreuzfahnen von den öffentlichen Gebäuden, aber auch von vielen Privathäusern. (…) Besonders schockierte uns, dass sämtliche Polizisten der Wiener Polizei bereits Samstagfrüh Hakenkreuzbinden trugen. Bald sahen wir junge und ältere Juden auf den Straßen knien, die unter Spott und Misshandlungen der Wiener Bevölkerung gezwungen wurden, die Wahllosungen gegen den »Anschluss« mit Zahnbürsten zu entfernen.“

Auch Aris Bruder Maxi wurde in den Folgetagen zu einer so genannten „Reibpartie“ gezwungen und Nachbar*innen versuchten im Zuge der sofort einsetzenden „wilden Arisierungen“ das Familienauto in ihren Besitz zu bringen. Ari erinnert sich:

> „Auch wenn meine Eltern keinerlei Gedanken an Auswanderung hegten und uns Brüdern die zionistische Idee bislang gleichgültig gewesen war: Unter den neuen Umständen rückte diese nun doch in den Mittelpunkt unseres Interesses. Instinktiv wollten wir nur in ein Land auswandern, aus dem wir nie wieder vertrieben werden würden. (…) Der erste Schritt in dieser neuen Lebensepoche bestand im Beitritt zur zionistischen Jugendbewegung »Makkabi Hazair« (Der junge Makkabäer). (…) Anfang Mai verhaftete die Polizei dreitausend jüdische Kaufleute, darunter auch meinen Vater. Morgens um halb sieben klopfte es laut an unserer Wohnungstür: »Polizei, aufmachen!« Unser Kinderzimmer lag gegenüber der Eingangstür zu unserer Wohnung. Mein Bruder und ich sprangen in unseren Nachthemden auf und schauten ängstlich durch den Türspion. Zwei Männer in Zivil standen im Hausflur. Vorsichtig öffneten wir die Tür gerade so weit, wie es die Kette zuließ. Zu unserem Entsetzen sagten sie, dass sie unseren Vater mitnehmen wollten. Wir liefen ins Schlafzimmer von Papa und Rita im hinteren Teil unserer Wohnung und sagten ihm, dass er sich sofort anziehen müsse, weil die Polizei ihn abholen wolle. Mein Vater reagierte erstaunlich gefasst: Er zog sich an, unterschrieb noch einige Blankoschecks für Rita, beruhigte uns, dass er bald wieder da sein werde; dann verabschiedete er sich von uns und ging mit den beiden Polizisten. Erst im Dezember 1946 sollte ich ihn wiedersehen.“

Ari Raths Vater wurde zunächst in Dachau und danach in Buchenwald interniert und unterschrieb im KZ die Ausreiseerlaubnis nach Palästina für seine beiden minderjährigen Söhne. Anfang November 1938 gelang den Brüdern auch tatsächlich die Ausreise—zunächst nach Triest und von dort an Bord der MS Galilea nach Haifa. Ari erinnert sich:

> „Die lange Nachtfahrt nach Triest war anstrengend und traurig. Wir spürten zwar Erleichterung, dem Nazi-Wien entkommen zu sein, aber viele von uns ahnten wohl, dass wir unsere Eltern und Verwandten vielleicht zum letzten Mal gesehen hatten. Mit Tränen in den Augen stand ich lange am Fenster, starrte in die Nacht, und hielt die Hand von Eva Weiner, der einzigen aus unserer Beserlpark-Gruppe, die damals mit mir nach Palästina flüchten konnte. (…) Kurz vor unserer Ankunft in Haifa am 08. November meldete das Schiffsbulletin, dass der deutsche Botschaftssekretär in Paris, Ernst Eduard vom Rath, von dem jüdischen Flüchtling Herschel Grynszpan erschossen worden sei. (…) Ich fürchtete sofort, dass Grynszpans Anschlag verheerende Folgen für meinen Vater haben würde, trug er doch fatalerweise den gleichen Nachnamen wie der er-



Brief von Ari Rath an seine FreundInnen in Wien, geschrieben auf der Galilea auf dem Weg von Triest nach Haifa am 2. November 1938.

> mordete Diplomat und war damals noch im KZ Buchenwald interniert. (…) Acht Jahre später, als ich meine Eltern wiedertraf, erzählte mein Vater, was damals geschah: Aus Rache dafür, dass er als Jude mit dem Namen Rath noch lebte, verprügelte ihn die SS-Mannschaft und nahm ihn in Einzelhaft. Die Folterungen hinterließen bei ihm ein schweres Rückenleiden, das ihn später dazu zwang, sich bis zu seinem Lebensende in einem Rollstuhl fortzubewegen. Bei meinem ersten Besuch in Wien im Oktober 1948 erfuhr ich zudem, dass der Müllnertempel, in dem ich im Dezember 1937 meine Bar Mitzwa gefeiert hatte, am 9. November völlig zerstört worden war."

Am Tag vor dem Novemberpogrom erreichten Ari und sein Bruder Meshulam Haifa:

> „Am 8. November, einem Dienstag, liefen wir nachmittags bei strömendem Regen im Hafen von Haifa ein. Vier Wochen später fassten mein Bruder und ich den feierlichen Entschluss, von jetzt an nur noch Hebräisch miteinander zu sprechen und zu korrespondieren. (…) Wir wollten uns symbolisch von unserer Jugend in Wien und der deutsch-österreichischen Kultur trennen. Bis heute ist Hebräisch unsere gemeinsame Sprache geblieben."

Gleich nach der Ankunft mussten sich die Brüder trennen, weil Meshulam als bereits Siebzehnjähriger einem Kibbuz zugeteilt wurde, während der jüngere Ari die ersten Monate im Ahawah-Jugendheim nahe Haifa verbrachte. Bereits auf dem Weg dorthin erlebte er die Spannungen im damaligen britischen Mandatsgebiet hautnah:

> „Nach dem Abschied von Meshulam (…) wartete ich mit meiner Gruppe auf den Transport in die neue Unterkunft in einem Vorort der Stadt. Schließlich fuhren drei grau lackierte Busse mit vergitterten Fenstern vor. Wie wir bald erfuhren, hatte das mit den jüdisch-arabischen Kämpfen von 1936 bis 1939 zu tun. (…) Dass ein Teil des Landes richtiggehendes Kampfgebiet war, ahnte ich nicht. Schon in den zwanziger Jahren war es in den Mandatsgebieten zu Gewalttätigkeiten der Araber gegen jüdische Siedlungen und britische Behörden gekommen. Als wegen des zunehmenden Antisemitismus in Europa und Hitlers Aufstieg die jüdische Zuwanderung nach Palästina (…) auf 460.000 Juden im Jahr 1939 anstieg, eskalierten die Spannungen."

Während sich die Brüder Rath in Palästina einlebten und sich später auch an den Unabhängigkeitskämpfen gegen die Briten beteiligten, gelang der restlichen Familie die Flucht über Kuba in die USA. Ende 1946 reiste Ari im Auftrag der Jugendbewegung Habonim in die Vereinigten Staaten, wo er seine Familie dann auch erstmals wiedertraf. In seiner Funktion als Kibbuz-Gesandter knüpfte er in den USA viele Kontakte und konnte später in New York auch den Teilungsplan für Palästina von 1947 aus nächster Nähe verfolgen. Als am 14. Mai 1948 der Staat Israel gegründet wurde, bedeutete dies für Ari einen historischen Wendepunkt: endlich erfüllte sich seine Hoffnung auf nationale Selbstbestimmung und einen sicheren Zufluchtsort für Juden und Jüdinnen. Gleichzeitig war diese Errungenschaft begleitet von Krieg, Vertreibung und dem Leid der palästinensischen Bevölkerung, weshalb Ari in seiner späteren journa-

listischen Arbeit bereits früh Positionen der israelischen Friedensbewegung übernahm.

Ari und Meshulam beschlossen, ihr Leben in Israel neu aufzubauen und Ari verbrachte die ersten Jahre in der sozialistischen Kibbuz-Bewegung. Im September 1948 nutzte er einen Arbeitseinsatz in Europa als Gelegenheit für einen Wienaufenthalt, um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Er erinnert sich:

> „Während der Anreise per Bahn hatte ich gleich ein typisch österreichisches Erlebnis. (…) Zwei Ehepaare stiegen ein. (…) Munter unterhielten sich die vier. [Eine] Wienerin klagte, wie sehr sie unter den Russen zu leiden hatten. »Jetzt kommen auch die Juden wieder und wollen in ihre Wohnungen zurück«, jammerte sie und beschwerte sich über das Transitlager im Rothschild-Spital, in dem jüdische Flüchtlinge und Überlebende auf ihre Weiterfahrt nach Palästina warteten. Es fiel mir schwer ruhig zu bleiben, ich biss mir aber auf die Zunge".

Als Ari offenlegte, ebenfalls Deutsch zu sprechen, ist die Reaktion verheerend:

> „Es folgte ein Augenblick der Stille, als ihnen klar wurde, dass ich ihren Gesprächen vorher sehr wohl hatte folgen können. Gleich versuchten sie, alles zu relativieren. Gegen Juden im Allgemeinen hätten sie gar nichts, aber es gebe immer einige, die auf ihren Vorteil bedacht seien … Kurz, es war widerlich."

Des Weiteren berichtet Ari in seinen Memoiren von einer Veranstaltung im Gedenken an das Novemberpogrom, die ebenfalls erschütternd war:

> „Am 9. November 1948 fand im Musikvereinssaal eine Gedenkveranstaltung zum zehnten Jahrestag der Pogromnacht statt, an der ich als Ehrengast teilnahm. Dort sprach derselbe Kardinal Theodor Innitzer, der 1938 Hitler feierlich willkommen geheißen und seine Bischöfe aufgerufen hatte, das neue Regime zu unterstützen. Bundeskanzler Leopold Figl (…) rief in seiner Rede die Juden Wiens, die den Krieg im Ausland überlebt hatten, dazu auf, nach Österreich zurückzukehren und sich am Aufbau des Nachkriegs-Österreich zu beteiligen. Israels erster Konsul in Österreich, Daniel Kurt Lewin, der perfekt Deutsch sprach, erklärte mit bebender Stimme: »Für uns ist ganz Europa ein großer Friedhof. Wir können hier nicht mehr leben. Wir werden den Staat Israel aufbauen.«"

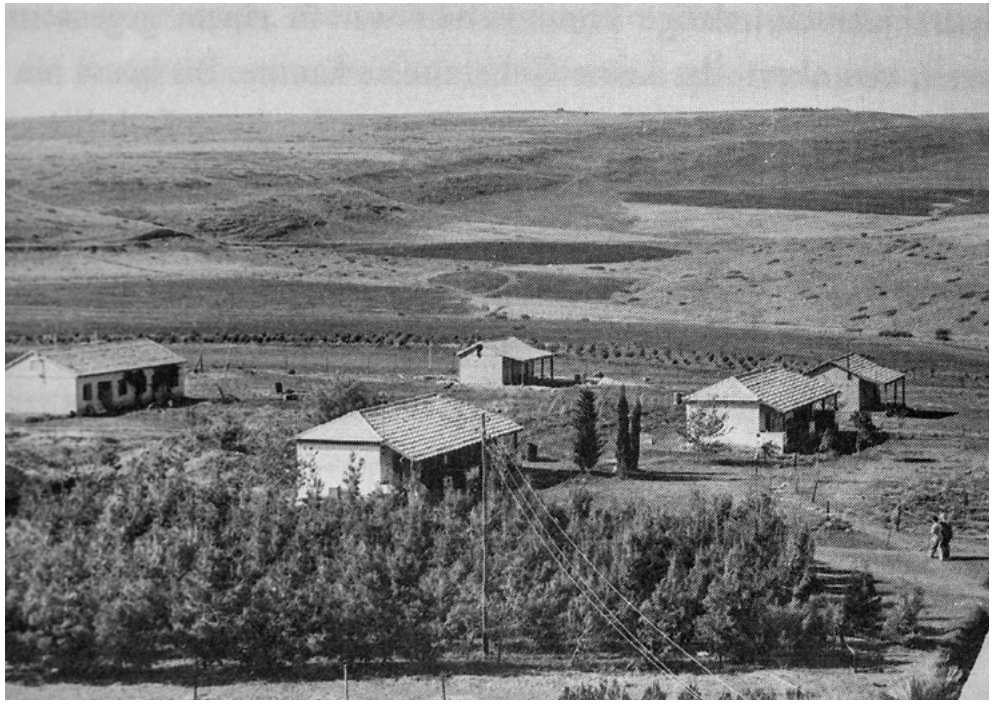
Ab 1958 arbeitete Ari Rath als politischer Korrespondent für die Jerusalem Post. In seine Anfangszeit dort fiel auch seine erste und einzige Ehe mit Dorothy Gewirzman, die jedoch bereits nach drei Jahren u.a. an seiner Arbeitswut und der fehlenden Zeit für Privates scheiterte. Ari konzentrierte sich danach umso mehr auf seine Arbeit; er begleitete den jungen israelischen Staat in seiner Funktion als politischer Berichterstatter durch alle Krisen bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1989 und war im gesamten Zeitraum auch friedensbewegt engagiert. Dementsprechend großen Raum widmet er in seinen Memoiren daher auch der Entwicklung des Nahostkonfliktes, was sich über die Jahrzehnte wie eine Widerlegung sämtlicher antiisraelischer Falschzuschreibungen liest, die in antizionistischen Kontexten seit Staatsgründung immer wieder kolportiert werden. Denn es geht dem israelbezogenen Antisemitismus nicht um die Palästinenser*innen, und ebensowenig um Realpolitik! Er funktioniert nach einer einzigen Devise: Israel ist schuld und muss weg! So wird beispielsweise der israelische Staat als Aggressor im Jom Kippur-Krieg 1973 betrachtet, was schlichtweg falsch ist, wie Ari in seinen Memoiren schildert:

> „Der Jom-Kippur-Krieg traf Israel ziemlich unvorbereitet. Nach dem Sechstagekrieg fühlten wir uns fast unverwundbar, Verteidigungsminister Moshe Dayan, der Held von 1967, rechnete nicht mit weiteren Angriffen. Israels Nachrichtendienste hatten Ägyptens Landungsmanöver an einem Seitenarm des Suezkanals als harmlose Routineübung fehlgedeutet. Präventive Maßnahmen hatten Dayan und Golda Meir abgelehnt, da Israel nicht weltweit als Aggressor dastehen wollte."

Auch das Massaker der libanesischen Phalangisten in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Shatila vom September 1982 wird bis heute fälschlicherweise der israelischen Armee zugeschrieben. Ari schreibt dazu in seinen Memoiren:

> „Die drei Tage und Nächte vom 16. bis 18. September 1982 wurden zu einer der beschämendsten Episoden in den Annalen des israelischen Militärs. Hunderte Kämpfer der christlichen Phalangisten verursachten unter dem Kommando von Eli Hobeika ein Massaker. Gnadenlos ermordeten sie palästinensische Kinder, Frauen und Männer—je nach Quelle liegt die Zahl zwischen achthundert und dreitausend Opfern—während die israelische Armee die Gegend hermetisch abgesperrt hatte und die Nacht mit Leuchtraketen und Scheinwerfern taghell beleuchtete. Wie sich später herausstellte, erfuhr Ministerpräsident Begin (…) erst durch die BBC von den Ereignissen. Die Empörung in Israel und in der ganzen Welt war grenzenlos. Nur wenige Tage nach den Ereignissen nahm ich an der Massenprotestkundgebung auf dem Rathausplatz von Tel Aviv teil, die 300.000 Menschen auf die Straße brachte. Auch Staatspräsident Yitzhak Navon trat auf dieser Veranstaltung auf und kritisierte (als Staatsoberhaupt!) öffentlich die Regierung. Unter stürmischem Applaus der Demonstranten forderte er die gerichtliche Klärung der Ereignisse. Ministerpräsident Begin sah sich gezwungen, durch den Obersten Gerichtshof die Ernennung einer Untersuchungskommission zu veranlassen, die im Februar 1983 die Entlassung von [Ariel] Sharon als Verteidigungsminister und die Degradierung von Brigadier-General Yaron für drei Jahre beschloss."

Ein wesentlicher Bestandteil von Ari Raths Lebenswerk war sein Engagement für eine friedliche Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts. Es zieht sich wie ein roter Faden durch die ganzen Memoiren und auch durch spätere Interviews, wie sehr er bei allen Friedensverhandlungen mitfieberte: von den Waffenstillstandsverhandlungen 1949, über das Sinai-Abkommen, den Verhandlungen von Madrid, Oslo, Camp David und Taba, bis zu den Kerry-Verhandlungen 2013/14 knapp vor seinem Tod—jedes Mal stand Ari auf der Seite der Friedensbefürworter*innen und unterstrich, dass es keinen andauernden Frieden geben könne, ohne extremistische Kräfte auf beiden Seiten einzudämmen und ohne auf israelischer Seite den Siedlungsbau im Westjordanland zu beenden. Als Todesstoß für die Friedensverhandlungen betrachtete er den Mord an Yitzhak Rabin im Jahr 1995, über den er schreibt:



Kibbuz Chamadiya in den 1940er-Jahren.



Ausflug in die Wüste, Ari Rath vorne rechts, 1950er-Jahre.

> „Rabin setzte (…) seine ganze Energie für den Frieden im Nahen Osten ein und scheute auch nicht davor zurück, klare Worte für die jüdischen Siedler in den besetzten Gebieten zu finden. (…) Es erfüllt mich mit großer Trauer, dass der damals so hoffnungsvoll beschrittene Weg mit der Ermordung Yitzhak Rabins am 04. November 1995 durch einen national-religiösen Fanatiker ein jähes Ende fand. (…) Von den Auswirkungen der Ermordung Rabins hat sich der Friedensprozess bis heute nicht erholt. (…) Ich habe die vielen Friedensbemühungen mit großer Hoffnung verfolgt und zugleich im persönlichen Bereich versucht, zu einer Annäherung zwischen Israelis und Palästinensern beizutragen. (…) Der Friedensprozess stagniert, weil es zu wenige Menschen gibt, die sich aktiv für einen Ausgleich zwischen Palästinensern und Israelis einsetzen. Das Provisorium von Oslo scheint zur Dauerlösung geworden zu sein. Die Lebensbedingungen der Palästinenser, die dadurch eigentlich hätten verbessert werden sollen, haben sich deutlich verschlechtert. (…) Mein Leben lang habe ich mit Optimismus in die Zukunft geblickt, und trotz aller Hindernisse schien mir die Zukunft des Staates Israel sicher. Heute bin ich pessimistischer denn je.“

Ab den 1990er Jahren besuchte Ari Rath immer wieder auch seine Geburtsstadt Wien. Dass Teile der österreichischen Zivilgesellschaft im Zuge der Waldheim-Affäre 1986 begannen, die Vergangenheit aufzuarbeiten und sich Franz Vranitzky bei seinem Israelbesuch 1993 auch offiziell entschuldigte, ermöglichte es ihm, wieder etwas mehr Zeit im post-nationalsozialistischen Österreich zu verbringen. Dazu schreibt er:

> „Wegen des deutlich offeneren und selbstkritischeren Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit habe ich mich in Deutschland, besonders in Berlin, viele Jahre politisch wohler gefühlt als in Österreich. Erst der Besuch des österreichischen Bundeskanzlers Franz Vranitzky in Israel 1993 und seine deutlichen Worte über die Mitschuld vieler Österreicher an den Verbrechen der Nationalsozialisten markierten für mich einen Wendepunkt.“

In seinen letzten Lebensjahren trat Ari daher auch immer öfter als Zeitzeuge in Erscheinung, nicht zuletzt, um einen Teil zur Aufarbeitung der österreichischen NS-Geschichte beizutragen. Im Zuge dessen war er auch in Doron Rabinovicis Inszenierung „Die letzten Zeugen“ am Wiener Burgtheater zu sehen. Am 13. Jänner 2017 starb Ari Rath in Wien, eine Woche nach seinem 92. Geburtstag. Er wurde nahe dem Grab seines Bruders auf dem Friedhof des Kibbuz Giv‘at Haschloscha in Israel begraben.

Quellen:
- Ari Rath (2012): Ari heißt Löwe. Erinnerungen, Paul Zsolnay Verlag, Wien.

6

Kontinuität und Aktualität des Antisemitismus

Seit drei Jahren müssen wir auf jedem unserer Rundgänge den beinahe wortgleichen Befund wiederholen: Seit dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 hat der Antisemitismus weltweit und auch in Österreich an Brutalität und Sichtbarkeit gewonnen. Und das eben keineswegs nur bei Islamist:innen oder rechtsextremen Ultra-Nationalist:innen, deren jeweilige Ideologien immer schon um den Hass auf alles Jüdische kreisten, sondern gerade unter jenen, die für sich in Anspruch nehmen, auf Seiten der Unterdrückten zu stehen.

Auch in Wien gibt es Personen und Gruppen, die sich selbst als progressiv, links, anti-rassistisch, queer oder feministisch verstehen, und die der brutale Mord, die sexualisierte Gewalt und die offen geäußerten genozidalen Fantasien islamistisch-terroristischer Gruppen und Regime nicht mit Abscheu erfüllen. Ganz im Gegenteil: Nicht nur Rechtfertigungen und Entschuldigungen werden formuliert, sondern auch bereitwillig Zustimmung geäußert. Dabei – und das macht die Sache noch schwerer erträglich – wähnen sich die vermeintlich „Palästina-Solidarischen“ zweifelsfrei auf der richtigen Seite der Geschichte. „Für unterdrückte Indigene gegen weiße Kolonialist:innen“ – so lässt sich das Narrativ zusammenfassen, demzufolge die Existenz des jüdischen Staates ein historisches Unrecht darstelle, das nur durch die Errichtung eines „freien Palästinas“ wiedergutzumachen sei, das auch das gesamte israelische Staatsgebiet einschließt („from the river to the sea“).

Wir können und wollen hier gar nicht darauf eingehen, wie sehr diese Geschichte auf Verdrängung und Verdrehung historischer Entwicklungen und Ignoranz gegenüber der gesellschaftlichen Realität in Israel beruht – denn um historische Fakten und komplexe Geschichten geht es in diesen Bewegungen nicht. Heute schon stellt die Herrschaft von Hamas und Konsorten für große Teile der arabischsprachigen, muslimischen Bevölkerung eine Katastrophe dar – allen voran für queere Personen und Frauen. Es darf bezweifelt werden, dass diejenigen, die „Solidarität mit Palästina“ brüllen, auch an die „Freiheit“ der etwa 300 LGBT-Personen denken, die vor der lebensbedrohenden Gewalt durch Familien und Behörden und der Ignoranz der palästinensischen Autoritäten aus der Westbank geflüchtet sind und nun unter einem Regime prekärer, befristeter Genehmigungen in Israel leben (HIAS 2026).

Kein Zweifel besteht hingegen daran, worauf sich die „Freiheit“ Palästinas in den Augen der islamistischen Machthaber im Gazastreifen bezieht: „Frei von Juden“ soll es sein. (Letztlich dürfen sich Christ:innen vermutlich ebenso mitgemeint fühlen, wie muslimische Minderheiten). Und vielleicht noch wichtiger: Die Welt soll „frei“ sein von dem einen jüdischen Staat, der als materielles Versprechen dafür steht, dass der eliminatorische Antisemitismus sein Ziel nie wieder erreichen wird, weil er in jedem Fall einen Zufluchtsort für Jüdinnen:Juden garantiert. In diesem Punkt stimmen islamistischer und nationalsozialistischer Antisemitismus überein: Vernichtung ist ihnen Selbstzweck, nicht so sehr Mittel als vielmehr Voraussetzung der versprochenen Erlösung.

Besonders erschreckend ist daher, dass viele sich als progressiv verstehende Menschen auf der ganzen Welt und auch in Österreich gerade diesen Erlösungsaspekt übernommen haben. „None of us is free, until Palestine is“, „the destruction of Palestine is the destruction of the Earth“ oder „Palestine will set us free“ lauten die Parolen, mit denen der winzige Fleck Erde am östlichen Rand des Mittelmeers zum Zentrum der Welt und der menschlichen Emanzipation erklärt wird. Praktisch an solchen symbolischen Zentren: je mehr man sie verklärt, desto weniger muss man sie als reale Orte wahrnehmen, an denen wirkliche Menschen durch Bomben und Kugeln getötet werden; hungern, frieren oder an leicht behandelbaren Krankheiten und untragbaren hygienischen Zuständen sterben. In ähnlicher Weise wird der sogenannte „Widerstand“ von Hamas und Konsorten von seinem tatsächlichen Handeln abstrahiert. Weder die von vornherein einkalkulierten zivilen Opfer israelischer Militäraktionen – wer tote Zivilist:innen verhindern will, baut militärische Infrastruktur nicht unter Krankenhäuser – noch die brutale sexualisierte Gewalt beim Überfall am 7. Oktober kratzen am Image. Und der mörderische Umgang mit politischem Widerspruch von Palästinenser:innen schafft es ohnehin kaum über die Wahrnehmungsschwelle. Weiter kann man sich von Solidarität im eigentlichen Sinn kaum entfernen, müsste sich diese doch notwendigerweise auf wirkliche Menschen richten. Themen gäbe es dafür genug: vom Entsetzen über tatsächliche israelische Militärgewalt, über mörderische Siedler:innen samt ihrer Rückendeckung durch israelischen Behörden bis hin zu den Worten und Taten der rechtsextremen israelischen Regierung. Sie würde allerdings auch vom mörderischen Agieren islamistischer Machthaber und der Verantwortung arabischer Staaten nicht schweigen.

Dem israelbezogenen Antisemitismus sind freilich nicht nur die Palästinenser:innen egal. Auch das Agieren Israels interessiert ihn nur insofern, als es angeblich bestätigt, was er ohnehin schon immer wusste: Dass Israel verschwinden muss. Der direkt gegen Jüdinnen:Juden gerichtete Antisemitismus (ob christlich, muslimisch oder modern) hat nichts mit deren Verhalten zu tun, aber alles mit der Projektion von Ängsten vor dem Unverstandenen seitens der Antisemit:innen. Die Identifikation von Schuldigen entlastet und lässt letztlich die Gewissheit wachsen, dass alles gut würde, wenn nur die Jüdinnen:Juden nicht mehr wären. Der israelbezogene Antisemitismus funktioniert in dieser Hinsicht ganz ähnlich: Es ist unerheblich, ob Israel sich aus Gaza zurückzieht oder einmarschiert, ob illegale Siedlungen geräumt oder massiv ausgebaut werden – wichtig ist vielmehr, dass der „Widerstand“ gegen die „Kolonisator:innen“, ein grandioses Identifikationsangebot darstellt. Statt einen mühsamen Kampf gegen den Autoritarismus im eigenen Land, gegen die rassistische Militarisierung der europäischen Grenzen und die menschenfeindliche Politik des Sozialabbaus (weiter) zu

führen, kann man sich mit ein paar Parolen als radikal inszenieren und quasi Second Hand an der gewalttätigen Handlungsmacht des islamistischen Terrors mit-partizipieren. Unsicherheit, Verzweiflung, Angst vor der eigenen Macht- und Wirkungslosigkeit? Alles wird gut, wenn nur erst Israel beseitigt ist.

In Österreich trifft dieser „postkoloniale“ Antisemitismus, der weltweit große Teile der Linken erfasst hat, auf die Besonderheiten einer post-nazistischen Gesellschaft, die ihre begeisterte Beteiligung an der Durchführung der Shoah viel zu spät und bis heute nur unvollständig aufgearbeitet hat. Sekundärer Antisemitismus – ursprünglich die aggressive Abwehr jeder Verantwortung, der Wunsch nach einem „Schlussstrich“, das Geraune vom angeblichen „Schuldkult“ oder der perfide Vorwurf Jüdinnen:Juden würden aus der Shoah Profit schlagen – bekommt eine neue Dimension. Eine Geschichte, die moralisch einwandfreie Begriffe – Menschenrechte, Völkerrecht, Humanität – gegen den Staat der Shoah-Überlebenden in Stellung bringt, kommt da gerade recht. Und je nach Temperament lässt sich entweder behaupten, dass man aus der „Geschichte gelernt“ habe, weswegen man nun berufen sei, moralische Urteile über die Illegitimität des israelischen Vorgehens zu treffen, oder, dass es sich bei den Israelis um die „neuen Nazis“ handle, gegen die jedes Mittel recht sei.

Israelbezogener Antisemitismus bleibt freilich nicht bei Israel stehen – er richtet sich direkt gegen Jüdinnen:Juden in Österreich. „Stellvertretend“ für den Staat Israel werden Einzelpersonen und jüdische Einrichtungen angegriffen – die Berichte der Antisemitismus-Meldestelle der IKG für 2025 und das erste Halbjahr 2026 ordnen jeweils mehr als drei Viertel der gemeldeten Vorfälle (auch) der Kategorie „israelbezogener Antisemitismus“ zu, wobei bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl noch weitere Motive dazukommen. Eklatant ist die Überschneidung mit Fällen von Shoah-Relativierung bzw. -Leugnung: 2025 waren von 625 Fällen in diesem Bereich 499 auch durch israelbezogenen Antisemitismus gekennzeichnet.

Dass die Zahlen in den Berichten der Meldestelle seit 2024 auf sehr hohem Niveau stabil bleiben, ist kein Anlass zur Beruhigung – nicht nur bleiben sie sehr viel höher als vor dem Angriff der Hamas, es ist noch dazu von einer sinkenden Meldebereitschaft auszugehen. Sogenannter „ambient antisemitism“ – eine antisemitische Atmosphäre, die sich nicht durch einzelne Ereignisse definiert, sondern in der Allgegenwärtigkeit anti-israelischer und antisemitischer Parolen im Stadtbild und auf Social Media, in feindseligen Aussagen in privaten Gesprächen, in der sozialen Kälte die Jüdinnen:Juden, die um Angehörige und Freund:innen in Israel fürchteten, schon unmittelbar nach dem 7. Oktober vielerorts entgegenschlug – führt zum Rückzug von Jüdinnen:Juden aus sozialen Räumen und zu Normalisierungseffekten, die nur noch die aggressivsten Vorfälle als „meldenswert“ erscheinen lassen. Es ist davon auszugehen, dass der Ausschnitt des Phänomens, den die Berichte beleuchten können, schmaler wird.

Schon seit mehreren Jahren überwiegen bei jenen Fällen, für die ein ideologischer Hintergrund ermittelt werden konnte, „links“ und „muslimisch“ vor „rechts“. Verschwunden ist der „alte“ rechte und rechtsextreme Antisemitismus deshalb freilich keineswegs – es scheint allerdings heute manchen opportun, sich den „Kampf gegen Antisemitismus“ auf die Fahnen zu schreiben, wenn damit rassistisches Kleingeld zu machen ist. Wir lassen uns davon nicht täuschen: Wer Antisemitismus lediglich bei „Fremden“, „Migrant:innen“ oder „Muslim:innen“ wahrnimmt, verhindert damit letztlich dessen Bekämpfung. Stattdessen geht es um Solidarität: um Solidarität mit Jüdinnen:Juden, die angegriffen werden – ganz egal von wem – und um Solidarität mit jüdischen Aktivist:innen, die täglich gegen die antisemitische Hetze mobilisieren. Ruth Klüger formulierte treffend, dass „die Folgen des Antisemitismus ein jüdisches Problem waren, und dazu ein beträchtliches,“ jedoch „der Antisemitismus selbst [...] das Problem der Antisemiten“ bleibe. Folgerichtig kann auch der Kampf gegen Antisemitismus kein „jüdisches Problem“ sein, sondern ist nicht zuletzt ein Problem der nichtjüdischen Linken – wozu sich auch der Großteil der Aktivist:innen des AK Gedenkrundgang zählt. Wir müssen darin allerdings noch sehr viel besser werden.

Quellen:

- Antisemitismus-Meldestelle IKG Wien (2026): Antisemitische Vorfälle in Österreich 2025. fca755ac-004d-4a98-bf62-6ebd5ba1ecc3.filesusr.com/ugd/49f9f8_967e6a03c0f341918c4ff98e618cc344.pdf
- Antisemitismus-Meldestelle IKG Wien (2026): Antisemitische Vorfälle Jänner – Juni 2026 in Österreich. *fca755ac-004d-4a98-bf62-6ebd5ba1ecc3.filesusr.com/ugd/49f9f8_3fdcc7f7d07543c4baf5979b7dc73a7d.pdf*
- HIAS/Daniella Danial (2026):„If I Had Wings, I Would Fly“. Palestinian LGBT Asylum Seekers in Israel. *hias.org.il/pdf/lgbt-palestinians-report-2026-en.pdf*

Lesetipps:

- Améry, Jean (2024): Der neue Antisemitismus. Cotta (Neuauflage von Texten aus den 1970er Jahren – erschreckend aktuell)
- Geffken, Lisa/Lelle, Nikolas (Hg.in) (2026): Warum man Israel nicht hassen muss, um zu den Guten zu gehören. Verbrecher Verlag
- Schuberth, Richard (2026). Vom Antisemitismus, der keiner sein will. Edition. Tiamat

Weiterführende Informationen

JÜDISCHES LEBEN UND VERFOLGUNG AM ALSERGRUND

- Maria Fritsche, Birgit Johler (Hrsg.): 1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Mandelbaum Verlag, Wien, 2007.
- Servitengasse 1938. Spurensuche in der Nachbarschaft. *www.servitengasse1938.at*
- Steine der Erinnerung, Stationen der Erinnerung im Alsergrund. Broschüren zu den Stationen *steinedererinnerung.net/publikationen/broschueren-zu-den-stationen*
- Volker Kaukoreit, Wilhelm Urbanek (Hrsg.): Am Alsergrund. Erich Frieds Jugendjahre in Wien (1921–1938). Turia + Kant Verlag, Wien, 1995.
- Georg Niessner: Virtuelle Rekonstruktion dreier Synagogen in Wien von Max Fleischer. Diplomarbeit, Technische Universität Wien, 2004.
- Mignon Langnas. Tagebücher und Briefe 1938-1949, Haymon Verlag, Innsbruck, 2013.
- Lydia Marinelli (Hrsg.): Freuds verschwundene Nachbarn, Verlag Turia + Kant, Wien, 2026.
- Evie Salomon, Film: Unter dem Alsergrund - Servitengasse 38 *www.youtube.com/watch?v=ylamASY804I*

JÜDISCHES LEBEN UND VERFOLGUNG IN WIEN

- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. ÖBV, Wien, 1992.
- Michaela Feurstein-Prasser, Gerhard Milchram: Jüdisches Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2016.
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch: Topographie der Shoa. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2015.
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel (Hrsg): Jüdische Reaktionen auf die nationalsozialistische Verfolgung. CLIO Verein für Geschichts- und Bildungsarbeit, 2024.
- Tom Juncker, Daniela Pscheiden, Hannes Sulzenbacher im Auftrag des Jüdischen Museums Wien (Hrsg.): Schwarze Juden, Weiße Juden? Über Hautfarben und Vorurteile. Wallstein Verlag, Göttingen, 2025. (Begleitkatalog zur gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien).
- Jüdisches Museum Wien und Caitlin Gura (Hrsg.): Heimatlos. Wiener Juden im Exil. Czernin Verlag, Wien, 2026. (Begleitkatalog zur gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien).
- Oskar Kostelnik: Jüdische Spuren in Wien. Echomedia Buchverlag, Wien, 2018.
- Elisabeth Malleier: Jüdische Frauen in Wien 1816-1938. Mandelbaum Verlag, Wien, 2003.
- Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtspaziergänge. Mandelbaum Verlag, Wien, 2009.
- Bob Martens, Herbert Peter, Danielle Spera, Werner Hanak-Lettner (Hrsg.): Wiener Synagogen. Ein Memory. Metroverlag, Wien, 2016.
- Kevin Mitrega (Hrsg.): Jüdisches Wien. Mandelbaum Verlag, Wien/Berlin, 2021.
- Fritz Propst: Abschied am Westbahnhof. Young Austria. Ein Heldenepos vertriebener Kinder. Globus Verlag, Wien, 2010.
- Nina Scholz, Gerhard Botz, Michael Pollak, Ivar Oxaal (Hrsg.): Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Czernin Verlag, Wien, 2002.
- Douglas Smith: Wien ohne Juden. Die Metropole der Moderne als Laboratorium des Völkermords. Piper Verlag, München, 2026.
- Danielle Spera, Erika Freeman: Mut. Über 36 bedeutende jüdische Frauen. Amalthea Signum Verlag, Wien, 2026.
- Brigitte Ungar-Klein: Schattenexistenz. Jüdische U-Boote in Wien 1938-1945. btb Verlag, München, 2019.
- Tina Walzer, Stephan Templ: Unser Wien. ‚Arisierungen' auf österreichisch. Aufbau Verlag, Berlin, 2001.
- Anna Wexberg-Kubesch: Vergiss nie, dass Du ein jüdisches Kind bist. Der Kindertransport nach England 1938/39. Mandelbaum Verlag, Wien, 2013.

INSTITUTE/DATENBANKEN/RECHERCHE

- DÖW – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, *www.doew.at*
  Inhaltliche Schwerpunkte: NS-Verbrechen, NS- und Nachkriegsjustiz, Rechtsextremismus nach 1945, Datenbank der Opfer der Shoah, Widerstand und Verfolgung, Exil, Restitution und Entschädigung nach 1945.
- Memento Wien, *www.memento.wien*
  Online-Tool mit interaktiver Karte zu den Opfern der NS-Diktatur in Wien.
- Karte der Erinnerung, *poremwien.univie.ac.at/maps/#Place/11/1823373,6143598/all/1933-2018* Die Karte der Erinnerung zeigt alle Einträge der Kategorie Erinnern aus dem Forschungsprojekt Politics of Remembrance (POREM).
- dort! Jüdisches Wien, *juedisches-wien.dort.pw*
  Audiovisueller Guide zu Orten jüdischen Lebens in Wien.
- Austrian Heritage Archive (AHA), *austrianheritagearchive.at/de*
  Versammelt Audio- und Video-Interviews mit österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten.
- Centropa – Jüdische Zeugnisse eines europäischen Jahrhunderts *www.centropa.org/de*
  Biografien, Interviews, Fotos und Dokumente Holocaust-Überlebender.
- The Wiener Holocaust Library, *wienerholocaustlibrary.org*
  Archive über den Holocaust, die Sammlung umfasst u.a. Zeitzeug_innenberichte, Fotos und Zeitungsausschnitte.

- Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, *gedenkbuch.univie.ac.at*
- Nisko Online Edition. „Von Wien ins Nirgendwo: Die Nisko-Deportationen 1939“ *nisko-transports.ehri-project.eu*
- Yad Vashem – The World Holocaust Remembrance Center, *www.yadvashem.org* Datenbank zu u.a. Opfer der Shoa, Zeitzeug_innenberichte, Gerechte unter den Völkern, Fotoarchiv.
- Leo Baeck Institute – New York | Berlin, *www.lbi.org* Archiv, Bibliothek und Kunstsammlung; Memoiren und Manuskripte von Zeitzeug_innen.
- Center for Jewish History, *archives.cjh.org* Bietet zentralen Zugriff auf Archivsammlungen von u.a. Memoiren und Manuskripten von Zeitzeug_innen, Filmen, Fotos.
- United States Holocaust Memorial Museum, collections.ushmm.org Dokumentation der Schicksale von Holocaust-Opfern, Überlebenden, Rettern, Befreiern anhand von persönlichen Geschichten, Fotos, Filmen, Büchern.
- Arolsen Archives – International Center on Nazi Persecution *collections.arolsen-archives.org/en/search* Internationales Zentrum zur NS-Verfolgung mit umfangreicher Sammlung von Dokumenten über die Opfer und Überlebenden des Nationalsozialismus.

INITIATIVEN

- Gedenkstätte für die in der Shoah ermordeten jüdischen Kinder, Frauen und Männer aus Österreich *www.shoah-namensmauern-wien.at*
- Light of Hope, *www.ikg-wien.at/event/light-of-hope-2026*
- IM-MER Initiative Malvine – Maly Trostiec erinnern, *www.waltraud-barton.at/immer/de/home.html*
- Steine der Erinnerung, *steinedererinnerung.net*
- Steine des Gedenkens für die Opfer der Shoah, www.steinedesgedenkens.at/
- ERINNERN:AT – Themenseite Antisemitismus, *www.erinnern.at/themen/themenseite-antisemitismus*
- Personenkomitee Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz, *deserteursdenkmal.at*

ZUM 7. OKTOBER 2023 UND SEINEN FOLGEN

- Podcast: Das Aftermath. Der 7. Oktober – und das Davor & Danach. Gespräche über historische Perspektiven auf Israel, Gaza, das Westjordanland, den Krieg und den Frieden. Podcastprojekt von Sandie Grün und Anja Malenšek. *shows.acast.com/das-aftermath/about* oder *www.podcast.de/podcast/3471622/das-aftermath*
- Videoprojekt: KOLOT – קולות – Stimmen. Das Projekt KOLOT dokumentiert Stimmen aus der jüdischen Community in Form von narrativen Videointerviews. Es versteht sich als audiovisuelles Archiv und Zeitdokument. Konzept und Regie: Marina Chernivsky, OFEK e.V. *ofek-beratung.de/kolot* oder *www.youtube.com/@KOLOT.Stimmen*
- Die Stimme - Zeitschrift der Initiative Minderheiten 136, Herbst 2025: Antisemitismus in Österreich nach dem 7. Oktober. *stimme.minderheiten.at*

TERMINE

- Ausstellung. Heimatlos: Wiener Juden im Exil. Jüdisches Museum, Judenplatz 8, 1010 Wien. Bis 04.04.2027.
- Ausstellung. Freud Museum. Der Fall Freud. Dokumente des Unrechts. Bergasse 19, 1190 Wien. Bis 5. April 2027.
- Ausstellung. Partizan★ke Art. Die Kunst des weiblichen Widerstands in Jugoslawien und Kärnten | Umetnost ženskega odpora v Jugoslaviji in na Koroškem. Pavillon V, Otto-Wagner-Areal, Baumgartner Höhe 1, 1140 Wien. Bis 28.11.2026.
- Finissage. Partizan★ke Art. 27. November 2026, 17:30 Uhr.
- Yiddish Culture Festival Vienna 2026. Jiddische Musik in Wien. 19.11.2026 – 05.12.2026. https://www.yiddishculturevienna.at/
- Das kurze Leben der Ruth Maier Ausstellungsführung mit Friedl Garscha, Jour fixe des KZ-Verbands Wien Mo, 16.11., 17.30–19.30; WIENXTRA (Albertgasse 5, 1080 Wien)
- „‚Fremdvölkische Kinderheime‘ in ‚Oberdonau‘“ Buchvorstellung und Diskussion. Di, 17.11., 19.00; Republikanischer Club neues Österreich (Fischerstiege 1-7, 1010 Wien)
- Buchpräsentation „Verfolgung und Widerstand von Fürsorgerinnen in Wien 1934-45“, Schwerpunkt Hilfsfürsorgerinnen organisiert von der IG Social der GPA Mi, 18. 11., 18.30; FAKTory (Universitätsstraße 9, 1010 Wien)
- Buchpräsentation. Jüdisches Burgenland. Begegnungen mit einer zerstörten Kultur, Jüdisches Institut für Erwachsenenbildung, Praterstern 1, 1020 Wien, 19. November 2026, 18:30 Uhr.
- Antisemitismus, Naturglaube und Verschwörungsfantasien im Rechtsextremismus Vortrag von Isolde Vogel (DÖW), Reihe „Geh Denken!“ von GEDENKDIENST Mi, 25.11., 19.00; Depot (Breite Gasse 3, 1070 Wien)
- „Widerstand und Verfolgung in Rudolfsheim-Fünfhaus 1938–1945“ und „Austrofaschismus und Februarkämpfe“ Buchpräsentationen mit Manfred Mugrauer (DÖW) und Anna Rosenberg (Bündnis 12. Februar) Fr, 27.11., 18.00; Pankahyttn (Johnstraße 45, 1150 Wien)

www.gedenkrundgang.org

Impressum: AK Gedenkrundgang, 1010 Wien